gall.

B. L. Franc. pag. 600.

p. o. gull 174

La dote de
Suzette

No. 147.

Suschens Ausſteuer

oder

Geſchichte

der

Frau von Senneterre.

Von ihr ſelbſt erzählt.

A. V.

Bremen,
bei Friedrich Wilmans. 1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede des Verfaſſers.

Es giebt viele Bücher, über deren günſtige Aufnahme man ſich wundern muß; und längſt ſchon hat Moncrif ſehr richtig bemerkt, daß ſie ihr Glück einer ſehr natürlichen Urſache zu danken haben, weil nämlich die Verfaſſer ſolcher Werke gerade nur ſo viel Witz und Verſtand in ihnen anbringen, als ſie bei ihren meiſten Leſern vorausſetzen dürfen. Wer das zu unſern Zeiten wieder ſagte, den würde man für grob und ungeſittet halten; und doch war Moncrif ungemein höflich und geſittet.

Die Mode, die in der Literatur eben ſo mächtig entſcheidet, als in Gebräuchen und Kleidertrachten, verlangt jetzt lauter Außerordentliches; iſt ein Roman nur recht ſchrecklich und ſchauderhaft, ſo mag er immerhin den ge-

ſunden Verſtand beleidigen. Drei Bände hindurch Furcht einjagen, und im vierten Bande darthun, daß nichts zu fürchten war, darin beſteht das größte Talent unſrer Modeſchriftſteller.

Am Ende verdient unſer Publikum auch keine Vorwürfe. Viele ſchlechte Bücher finden Beifall; dies beweiſet ſeine Nachſicht und ſeine Vorliebe für alles Neue: unſtreitig aber iſt nur der Beifall trefflicher Werke von Dauer; und dies beweiſet ſeinen guten Geſchmack. Man kann von dem Publikum, wie von den Schauſpielern, ſagen, über die ſich ſo viele mit Unrecht beſchweren: „Sie nehmen oft mittelmäßige Stücke auf; aber man weiß kein einziges gutes zu nennen, welches ſie zurückgewieſen hätten."

Bei aller Achtung gegen Mode und Volksmeinung iſt es indeß erlaubt, beide in dem Laufe ſolcher Irrthümer zu hemmen, die von nachtheiligen Folgen ſeyn können; und unter

dieſe Irrthümer rechne ich die faſt allgemein angenommene Meinung, es finde ſich mehr Phantaſie in einem mit Begebenheiten überladenen Romane, als in einem ſolchen, worin ſich die Vorfälle ungezwungen aus dem Charakter der Perſonen ergeben, und zu deſſen Entwickelung noch mehr beitragen.

Von der Klariſſa ließe ſich der Hauptſtoff in wenig Zeilen darlegen; und warum? Weil er eine bewundernswürdige Einfachheit hat. Ein ſyſtematiſcher Wüſtling will ein aus Grundſätzen und Charakter tugendhaftes Mädchen verführen; das iſt der ganze Roman; und doch iſt er einer der bänderreichſten, die wir haben. Welche Phantaſie gehörte nicht dazu, dieſen Stoff auszuſpinnen, und dabei immer in der nämlichen Lage zu bleiben, immerfort intereſſant zu ſeyn! Klariſſa iſt, wie mich dünkt, eine bis zur Evidenz erwieſene Wahrheit; die neuern Romane hingegen ſind vielmehr Lügen, die man auf tauſenderlei Art

dreht und wendet, ohne ſich und Andre davon überführen zu können.

Um die Lauterkeit der Wahrheit ſinnlich darzuſtellen, ſchilderten ſie die Dichter des Alterthums völlig unbekleidet; der Irrthum, glaub' ich, zeigt ſich noch mehr in ſeiner Blöße. Um ſich zu täuſchen, braucht man ſich nur ſeinen Sinnen zu überlaſſen; um die Wahrheit zu erkennen, muß man unabläſſig beobachten, und genau beobachten, welches ſehr ſchwer iſt.

Glauben, daß die Sonne ſich um die Erde drebt, iſt ein ganz natürlicher Irrthum, und den meiſten Menſchen ſo einleuchtend, daß ſie keinen Beweis dafür verlangen; aber um ſich zu denken, daß ſich die Erde um die Sonne herumdreht, wie viel Phantaſie gehörte dazu!

Bis zu der ſo neuen Entdeckung von Amerika glaubten alle Völker, daß Europa, Aſien und Afrika unſre einzigen Welttheile wären; dieſer Irrthum galt ihnen für Gewißheit. Welche Einbildungskraft beſaß nicht der,

der es zuerſt wagte, daran zu zweifeln! Und doch fand ſich in dieſem Zweifel die Wahrheit.

So lange die Welt ſteht, hat es nie einen allgemein anerkannten, nicht praktiſchen, ſondern bloß theoretiſchen, Grundſatz über die Regierungsform gegeben; und eben das läßt ſich auch von der Regierungsverwaltung ſagen. Die Moral ſchwankt ungewiß unter tauſend Syſtemen umher; der Menſch iſt ein Problem, welches der Menſch umſonſt aufzulöſen bemüht iſt. Man hat gewiſſe Gefühle, und kennt davon die Urſachen nicht; dieſe ſucht man auf, und täuſcht ſich; man will ſie erklären, und man verirrt ſich. Jahrhunderte vergehen nach einander; wir gerathen von Einem Irrthum in den andern; und doch wird man nicht müde zu behaupten, die Wahrheit ſey völlig unbekleidet.

Mich dünkt, es gehört keine Einbildungskraft dazu, um ſich zu täuſchen, um zu dichten, um außerordentlich zu ſeyn; weit mehr gehörte dazu, natürlich und wahr zu ſeyn.

ſelbſt dann, wenn man erfindet; und dies iſt gerade das Gepräge der großen Romanſchriftſteller. Rouſſeau's Heloiſe wird immer mehr zur Geſchichte des menſchlichen Herzens dienen können, als hundert Bände voller Moral.

Nachdem ich die Klariſſa und die Neue Heloiſe genannt habe, würd' es lächerlich ſeyn, von Suschens Ausſteuer zu reden; und ich habe Gottlob Eigenliebe genug, um nicht unbeſcheiden zu ſeyn. Weil ich aber doch dem Leſer gern einen Begriff von der Einbildungskraft geben möchte, die dazu gehört, wenn man im Erfinden wahr ſeyn will, ſo denke ich mir einen Schriftſteller, der gern die Dankbarkeit ſchildern möchte, ohne ſie weder zu ſchwach noch übertrieben darzuſtellen.

„Iſt die Dankbarkeit ein Gefühl, oder eine Pflicht?" — Hier iſt die Beantwortung dieſer Frage, die einiges Nachdenken erforderte:

In ihrem erſten Ausbruche iſt die Dankbarkeit mehr oder weniger Gefühl, nach Verhältniß der größern oder geringern Nothwendigkeit der erwieſenen Wohlthat. Iſt jener erſte Ausbruch vorüber, ſo vermindert ſich die Dankbarkeit als Gefühl, und tritt alsdann wieder in die Klaſſe der Pflichten zurück.

Dankbarkeit, als Gefühl betrachtet, gehört der Natur völlig eigen; viele Thiere haben ſie mit den Menſchen gemein. Dankbarkeit, als Pflicht betrachtet, gehört völlig der geſelligen Menſchheit eigen. Es iſt der Triumph des geſellſchaftlichen Zuſtandes, daß er Gefühle, die im Naturzuſtande mit der Zeit verſchwunden wären, zu Verbindlichkeiten erhoben hat, deren Beobachtung Tugend wird.

In Hinſicht auf dieſen Unterſchied, wird der Schriftſteller, der die Dankbarkeit ſchildern will, den Augenblick bemerken, wo ſie aufhört thätig zu ſeyn, um bloße Pflicht zu werden;

aber Erfüllung einer Pflicht iſt ein ziemlich kalter Gegenſtand für einen Roman, worin alles in Handlung und Thätigkeit ſeyn muß. Hier findet ſich alſo eine neue Schwierigkeit.

Was thut der Schriftſteller? Er gründet die Dankbarkeit auf eine heftige Leidenſchaft, zum Beiſpiel auf die Liebe. Dieſe Liebe kann ſich nicht äußern; tauſenderlei Gründe nöthigen ſie, ſich vor Aller Augen zu verbergen. Aber ſie ſetzt den, der ſie hegt, in lebhafte Bewegung; er entſchädigt ſich für den Zwang einer Leidenſchaft, die er erſticken muß, dadurch, daß er die ganze Thätigkeit ſeiner Seele auf ein Gefühl überträgt, welches er an den Tag legen darf. Die getäuſchten Zuſchauer bewundern die Stärke der Erkenntlichkeit; die beſſer unterrichteten Zuſchauer — und dies ſind die Leſer — lächeln über die Treuherzigkeit, womit die Liebe ſelbſt dann ſich äußert, wenn ſie ſich zu verbergen ſucht.

Wahrlich, dieſe Situation müßte, gehörig behandelt, mehr Einbildungskraft fodern und vorausſetzen, als ein Gemiſch von Gebäuden in Trümmern, von Geſpenſtern und Ungewittern, weil hier Alles dem Ungefähr verweigert, Alles der Wahrheit zugeſtanden wäre, und weil es immer gewiß bleibt, daß nur in der Schilderung deſſen, was wahr iſt oder wahr ſeyn kann, Einbildungskraft ſtatt findet.

Ich trete hier nicht zum erſtenmal als Schriftſteller, wohl aber als Romanendichter, auf. Meine Erzählung iſt ſehr kurz; ich war mißtrauiſch gegen meine Kräfte. Gern hätt' ich ſie noch mehr abgekürzt, vornehmlich zu Anfange; aber ich konnt' es nicht.

Man findet hier eine Schilderung der heutigen Sitten; der Stoff brachte es ſo mit ſich; die Laſter und Verbrechen, welche die Martern des geſelligen Lebens ſind, gehören für die ern=

ſte Ahndung der Satire. Uebrigens hab' ich Niemand perſönlich aufſtellen wollen, dies iſt meine Entſchuldigung; und Niemand wird geſtehen, daß er ſich in meiner Schilderung erkennt; dies iſt mein Troſt.

Aber ich merke, daß die Vorrede länger iſt, als mein Buch ſelbſt. Was folgt daraus? Daß es leichter ſey, zu philoſophiren, als zu ſchildern; und das wollt' ich eben ſagen.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Schon aus ſeiner Vorrede lernt man in dem ungenannten Verfaſſer dieſer Erzählung einen Schriftſteller von Einſicht kennen, der über die Gattung, in der er ſchrieb, nachgedacht, und ſowohl die Verfahrungsarten ſeiner Vor-

gänger, als die Wahl und den Geſichtspunkt ſeiner eigenen, richtig zu würdigen verſtanden hat.

Die Dichtung ſelbſt aber, ihr ganzer Gang, Ton und Gehalt, ihr immer wachſendes Intereſſe, und vornehmlich die Feinheit des Geſchmacks und der Empfindung, womit ſie angelegt und ausgeführt iſt, werden den Verfaſſer gewiß jedem Leſer von richtigem, unverderbtem Gefühl in einem noch vortheilhaftern Lichte zeigen; man wird ihn ſchätzen und liebgewinnen.

Eigenſchaften dieſer Art ſind unſern heutigen Romanendichtern ſo gewöhnlich nicht, we=

nigſtens nicht in dem vorzüglichen Maaße, worin ſie der gegenwärtigen kleinen Erzählung eigen zu ſeyn ſcheinen. Dies bewog den Ueberſetzer, der ſich ſonſt nur ſelten mit Romanenlektüre, und noch weniger mit der Dollmetſchung ausländiſcher Werke dieſer Gattung beſchäftigt, einige Stunden der Erholung auf dieſe Arbeit zu verwenden. Er hat ſich bemüht, auch der Schreibart des Originals und dem ganzen anziehenden Charakter ſeiner Darſtellung die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und wird ſich für die darauf verwandte Mühe hinlänglich belohnt halten, wenn Leſer und Leſerinnen von Geſchmack durch ſeine Ueberſetzung eben den Grad von Befriedigung, von belehrendem und unter-

haltendem Genuß erhalten, den ihm die Leſung der Urſchrift und das Geſchäft ihrer Bearbeitung für ſeine Landsleute gewährt hat.

Suschens Ausſteuer

oder

Geſchichte der Frau von Senneterre,

von ihr ſelbſt erzählt.

Ich bin aus St. Domingo gebürtig. Als ich zehn Jahr alt war, ſchickte mich mein Vater nach Frankreich, um dort eine Erziehung zu erhalten, die er mir bei dem anſehnlichſten Vermögen zu Hauſe nicht hätte geben können. Denn meine Geburt hatte meiner Mutter das Leben gekoſtet; und in jenen heißen Gegenden lebt man mit ſeinen Sklaven auf einen ſo vertrauten Fuß, daß mein Vater ohne Zweifel vor der Wirkung der erſten Eindrücke auf mich beſorgt war, die in der Jugend allemal ſo gefährlich ſind. Wir hatten Verwandte in Paris. Bei dieſen kam ich ins Haus, zugleich mit meinem Bruder, der mich auf dieſer Reiſe begleitet hatte, und damals fünf und zwanzig Jahr alt war.

Nachdem ich mich einige Tage lang ausgeruht und einige Wochen dazu angewandt hatte, in Paris Alles in Augenſchein zu nehmen, was dieſe Stadt für ein Kind von meinem Alter Reizendes hat, gab man mich in ein Kloſter. Man eifert ſo oft wider die Kloſtererziehung. Und doch würde ich Unrecht thun, mich darüber zu beklagen; denn nie werd' ich die Verbindlichkeit vergeſſen, die ich der Schweſter St. Urſula habe. Ich habe Alles verloren, was mir das Glück ſchenkte; aber nie werd' ich den Nutzen von den guten Lehren dieſer achtungswerthen Nonne verlieren können. Als ich ins Kloſter kam, konnte ich nichts, auch nicht einmal leſen; nur wußte ich ſehr gut, daß ich ganz hübſch war; auch konnte die Freigebigkeit meines Vaters gegen mich mir nicht verhehlen, daß ich reich war. Es war mir in der Art, zu befehlen, und ich glaubte nicht, daß ich gehorchen könnte. Kurz, ich war zu ſehr mit mir ſelbſt beſchäftigt, um nicht allen Andern unerträglich zu ſeyn.

Kaum war ich einen Monat lang im Kloſter, ſo ward ich von allen meinen Geſpielinnen verabſcheut; dies war mir ganz gleichgültig. Ich wußte nichts von dem Bedürfniſſe der Freundſchaft. Seit meiner erſten Kindheit war man meinen Wünſchen und Einfällen immer ſchon zuvorgekommen; auch hatt' ich noch nie die mindeſte Regung zärtlichen Gefühls empfunden, ſelbſt gegen meinen Vater nicht. Er verwöhnte mich, und ich hatte keine wahre Liebe gegen ihn, wie das gewöhnlich der Fall iſt. Allzu viel Nachgiebigkeit thut bei Kindern eben die Wirkung, wie allzu viel Strenge. Aus eben dem Grunde hatte ich ſehr viel Achtung und Zuneigung für meinen Bruder, da er der Einzige war, der bisher ſich nicht nach meinen Grillen hatte bequemen wollen. Er beſuchte mich, und ich äußerte ihm den Wunſch, das Kloſter wieder zu verlaſſen, das mir tödtliche Langeweile machte. Er bedeutete mich darüber anders; ich weinte. Er ging von mir, und ich erſtickte vor Aerger und Verdruß.

In dieſer Faſſung traf ich mit der Schwe⸗ſter Urſula zuſammen; ſie hatte Mitleid mit mir. Jetzt fühlte ich zum erſtenmal das Be⸗dürfniß des Troſtes; und ſie gab ihn mir auf eine ſo ſanfte Art, verband ihre Troſtgründe mit ſo vernünftigen und mir ſo einleuchtenden Vorſtellungen, daß ich ſie von dem Augenblicke an herzlich lieb gewann. Ich überließ mich ganz ihrer Leitung. Die Furcht, ihr zu miß⸗fallen, war die erſte Strafe, die allemal vor ihren Verweiſen vorausgieng, wenn ich ſie ver⸗dient hatte. Kurz, innerhalb drei Monaten wurden meine Geſpielinnen mir wieder gut. Meine Lehrmeiſter würdigten mich wieder ih⸗res Zutrauens, und ich ſuchte es immer mehr zu verdienen, da ich vorher geglaubt hatte, ſie wären glücklich genug, für ihren Unterricht be⸗zahlt zu werden, ohne daß ich etwas von ihnen lernen dürfte. Auch erwarb ich mir die Liebe der Erzieherin, die man mir gegeben hatte, und die ſchon einigemal Willens geweſen war, mich zu verlaſſen, weil ich ihr übel begegnete.

Als ich zwölf Jahre alt war, fand ſich der Zeit-verluſt meiner Erziehung größtentheils wieder erſetzt. Mein Bruder freute ſich über meine Fortſchritte und über die vortheilhafte Umänderung meiner Sinnesart. Auch die Schweſter Urſula hatte ihre Freude daran; es war ihr Werk, und ſie ſetzte ihre Ehre darin, es zu vollenden. Täglich flößte ſie mir mehr Wetteifer und mehr Beſcheidenheit ein. Kurz, ich war ſechszehn Jahr alt, als man mir zuerſt davon ſagte, daß ich das Kloſter verlaſſen möchte. Ich hatte dazu jetzt nicht die mindeſte Luſt. Das Lernen, und vornehmlich die Einſamkeit, waren mir zu lieb geworden. Und doch hatte die Schweſter Urſula mir die Religion gar nicht als unverträglich mit der Welt geſchildert. Frömmelei war gar ihre Sache nicht. Sie wußte ſehr gut, daß ich von den Meinigen für das geſellige Leben beſtimmt ſey; und die frommen Geſinnungen, die ſie mir einflößte, waren ſo gründlich, als aufgeklärt. Ich bin mit Schmerz und Leiden bekannt geworden,

und da hab' ichs erfahren, wie weit die Stärke, welche die Religion uns gewährt, über allen Menſchentroſt erhaben iſt. Währlich, die Religion würde ſchon aus dem Unglück entſtanden ſeyn, wenn gefühlvolle Gemüther nicht das Bedürfniß derſelben aus der Dankbarkeit geſchöpft hätten.

Gern hätt' ich meinen Aufenthalt im Kloſter verlängert; aber es war nicht möglich. Mein Bruder ſtand im Begriff, ein reiches Mädchen aus St. Domingo zu heirathen. Sie kam ſelbſt mit ihrer Mutter zu mir ins Kloſter, und beide baten mich ſehr, bei ihnen zu wohnen. Am Tage ihrer Hochzeit verließ ich das Kloſter ganz. So ſchmerzhaft auch der Schweſter Urſula unſre Trennung war, ſo wünſchte ſie mir doch Glück dazu, daß ich Gelegenheit hätte, die Welt kennen zu lernen, ehe ich ſelbſt eine Rolle darin ſpielte. „Liebes Kind, ſagte ſie, es iſt unſre Schuld nicht, wenn unſre Zöglinge ſo ſelten wahren Vortheil von unſrer Erziehung haben. Faſt alle verlaſſen unſern ruhi-

gen Aufenthalt nicht eher, als wenn ſie ſich verheirathen wollen. Dieſer zu ſchnelle Uebergang aus einer völligen Unbekanntſchaft mit der Welt in einen Stand, der die heiligſten Pflichten vorſchreibt, iſt eben ſo nachtheilig für die guten Eigenſchaften, die wir ihnen eingeflößt haben, als für die Tugenden, welche ſie ſich von nun an zu erwerben ſuchen ſollten. Religioſität, Talente, Beſcheidenheit, ſind in allen Vorfällen des Lebens von großem Nutzen; ſie zu lehren, iſt unſre Pflicht. Aber ich habe oft darüber nachgedacht, daß nur Erfahrung und Beobachtung diejenige Weltkenntniß lehren kann, welche wir unmöglich haben können, und ſchwerlich mitzutheilen im Stande wären, wenn wir ſie auch hätten. Benutzen Sie alſo eine ſo vortheilhafte Gelegenheit. Stellen Sie Ihre Freiheit auf die Probe, ehe Sie dieſelbe dem Joche des Eheſtandes unterwerfen. Machen Sie ſich mit den Freuden des Lebens bekannt, um dieſelben gehörig zu würdigen, und ſie Ihren Pflichten unterordnen zu können. Alsdann

werden Sie, wenn es der Himmel will, eine ſo gute Gattin, eine ſo achtungswürdige Mutter werden, als Sie durch Ihre Erziehung lehrbegierig und intereſſant geworden ſind."

Ich wohnte alſo nun bei meinem Bruder, und fand hier Gelegenheit, die Richtigkeit des guten Raths der Schweſter Urſula beſtätigt zu finden. Die erſten Monate ſeiner Ehe zeigten mir dieſen Stand von ſeiner glücklichſten Seite. Es gab nichts als Gaſtmale, Aſſembleen, Gefälligkeiten von beiden Seiten. Die beiden jungen Eheleute konnten ſich keinen Augenblick ohne Bedauern verlaſſen, konnten ſich nie ohne Freude wiederſehen. Allmählig verloſch das erſte Feuer; ſie fühlten, daß ſie einander nicht mehr liebten, weil ſie thöricht genug geweſen waren zu glauben, daß ſie einander immerfort gleich ſtark und auf gleiche Art lieben würden.

Mein Bruder war gewohnt, allen Wünſchen ſeiner Gattin zu willfahren, wenn ſie mit ſeinen eignen Wünſchen übereinſtimmten; man hielt ihn für wunderlich und grauſam, wenn

er Einreden und Vorſtellungen machen wollte. Man ſchmollte mit einander und die Ausſöhnung ſchlug allemal zum Vortheil meiner Schwiegerin aus. Wehe dem Unvorſichtigen, der mit ſeiner Gattin wie mit einer Geliebten zu leben anfängt! er ſetzt dabei die Ruhe ſeines ganzen künftigen Lebens aufs Spiel. Die Hoffnung, Mutter zu werden, machte, daß mein Bruder wieder ſeiner Gattin in Allem willfahrte. Ein Sturz vom Pferde, den ſie aus einer in ihren Umſtänden unverzeihlichen Unbeſonnenheit that, beraubte ſie auf einmal ihrer Geſundheit, ihres Kindes und der Freundſchaft ihres Gemahls.

Um dieſe Zeit erhielten wir Nachricht von dem Tode meines Vaters; und unſer Haus, das natürlicherweiſe ſeit dem Anfange ſo mancher kleinen Mißhelligkeiten ſchon traurig geworden war, wurde es jetzt noch mehr. Mein Bruder hatte das Innere ſeiner Seele vor mir zu verbergen geſucht; jetzt aber, bei unſerm gemeinſchaftlichen Schmerze, konnte er mir

ſeinen beſondern Gram nicht länger verhehlen. Ich trug kein Bedenken, ſeine Aufführung zu mißbilligen; denn meine Schwiegerin hatte im Grunde treffliche Eigenſchaften, und das beſte Herz von der Welt. Durch zu viele Gefälligkeit hatte er dies Herz verloren; und durch zu viel Kaltſinn und Strenge konnte er es leicht gänzlich von ſich entfernen. Er ward durch meine Vorſtellungen gerührt; und ich hatte das Vergnügen, dieſem Ehepaare, das mir ſo ſehr am Herzen lag, eine Ruhe wiederzugeben, die ſeitdem nie wieder zerſtört wurde. Meine Schwiegerin, der mein Benehmen gar wohl bekannt war, und die mir vorhin meine zu ſtrengen Grundſätze oft verwieſen hatte, äuſſerte ihre Freundſchaft weniger lebhaft gegen mich, und liebte mich deſto mehr.

Die Perſonen männlichen Geſchlechts, mit denen wir umgiengen, ſagten mirs oft, daß ich ſchön ſey, und wußten ſehr gut, daß ich eine reiche Waiſe war. Liegende Gründe von ſechszig tauſend Livres jährlicher Einkünfte mach:

ten eine Ausſteuer aus, die auch ſelbſt einem Frauenzimmer ohne Schönheit und Talente Anbeter würde verſchafft haben. Aber ich hatte mich dergeſtalt zum Nachdenken über die Pflichten jedes Standes gewöhnt, daß mir der Gedanke an eine Verheirathung immer eine Art von Schauder erregte. Man drang in mich, daß ich eine Wahl treffen möchte; ich war immer zweifelhaft, und man warf mir Koketterie vor, ob ich gleich im Grunde mir nur zu viel Furchtſamkeit vorzuwerfen hatte.

Mein Bruder hatte einen Herrn von Senneterre zum Freunde, einen jungen Mann von vielen Verdienſten, von dem beſten Rufe, und deſſen an ſich ſchon nicht ſehr anſehnliches Vermögen noch oben drein mit Schulden belaſtet war, die ſein Vater bei ſeinem Tode hinterlaſſen hatte. Zwiſchen ihm und meinem Bruder herrſchte eine ſo große Vertraulichkeit, daß Herr von Senneterre der einzige Mann war, mit dem meine Schwiegerin und ich ohne alle Umſtände umgiengen. Mit einem gebildeten

Verſtande, einer männlichen Figur und einem ſehr edlen Benehmen vereinte er ſo viel Gutherzigkeit, daß wir ihn als einen von unſern Verwandten anſahen, vor dem wir nichts verheimlichten. Hierzu kam noch, daß er ſeit langer Zeit eine reizende Frau liebte, die von ihren Eltern war gezwungen worden, einen bejahrten Mann zu heirathen, die jetzt Wittwe war, und nur die vom Wohlſtande vorgeſchriebene Zeit abwartete, um ſeine Liebe zu krönen. Auch mit dieſer Frau hatten wir Umgang. Und ſo war es kein Wunder, daß meine Schwiegerin und ich gewohnt waren, einen der artigſten Männer in ganz Paris als unſern Bruder anzuſehen. Auch er drang oft in mich, daß ich mich verheirathen möchte. Wir muſterten alle uns bekannte junge Herren durch; und er lachte dann über die Bemerkungen, die ich über ihren Charakter machte, warf mir allzu große Bedenklichkeit vor, und weiſſagte mir, daß es mir am Ende ſo gehen würde, wie dem Mädchen beim La Fontaine. Eben ſo ſcherzhaft ſpottete

ich über ſeine Weiſſagung, und verſicherte ihn, ich würde nicht eher wählen, als bis ich ein genaues Abbild von ihm fände; oder, wenn das nicht möglich seyn ſollte, würd' ich ſo lange warten, bis er Wittwer wäre.

Ich ſage dies jetzt, wo ich, ohne zu erröthen, das Gegentheil geſtehen könnte: ich fühlte damals keine Liebe für Herrn von Senneterre. Ich ſchätzte ihn hoch, weil es unmöglich war, ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Wenn er aber im Stande geweſen wäre, um meinetwillen eine Frau aufzugeben, gegen die er die beſtändigſte Zuneigung bewieſen hatte, ſo hätt' ich von ihm die hohe Vorſtellung verloren, die ich in Anſehung ſeiner gefaßt hatte, und er wäre der Letzte von Allen geweſen, dem ich mein Schickſal anvertraut hätte.

Vielmehr war es ſeine Beſtändigkeit in ſeiner erſten Liebe, wodurch er mein Gemahl wurde. Er hatte das Unglück, daß die Frau, in die er verliebt war, plötzlich ſtarb. Sein Schmerz darüber war ſo wahr, daß er mich in-

zig'e rührte. Nur bei uns allein ſuchte er Troſt. Wir ſprachen mit ihm mit ſo viel Theilnahme über ſeinen Verluſt, wir ſtimmten ſo aufrichtig in das Lob mit ein, wodurch er das Andenken dieſer immer noch geliebten Frau verehrte, wir hörten ſeine immer wiederholten gefühlvollen Aeußerungen darüber ſo gern und ſo willfährig an, daß es uns endlich gelang, ſeinen Kummer durch unſre Theilnehmung zu mäßigen. Dies iſt die einzige Art, ein tiefgerührtes Herz zu tröſten. Ich merkte bald, daß ich wider meinen Willen über das Glück nachdachte, welches ein Frauenzimmer zu erwarten hatte, das ſo glücklich war, das Herz des Herrn von Senneterre zu rühren: ich glaubte nicht, daß er zum zweitenmal ſo heftig lieben könnte; aber ich fühlte, daß ſeine Freundſchaft für mich einen größern Werth haben würde, als die ſo ungewiſſe Liebe eines andern Gemahls.

Nein, der grauſame Kummer, den ich in der Folge erlitten habe, hat aus meinem Herzen die Eindrücke nicht tilgen können, welche

über

über das Schickſal meines Lebens entſchieden. Kaum war ich mich der Empfindungen bewußt, welche Herr von Senneterre in mir rege gemacht hatte, ſo legte ich in mein Betragen gegen ihn eben ſo viel Zurückhaltung, als ich bisher Unbefangenheit in demſelben bewieſen hatte. Dieſe Veränderung fiel ihm auf; und ohne davon im mindeſten den Grund zu errathen, beklagte er ſich gegen meinen Bruder über das Schickſal, welches ihm faſt zu gleicher Zeit den Gegenſtand der treueſten Liebe, und die Tröſtungen einer Freundſchaft geraubt habe, an die er ſich ſo gern gewöhnt hatte. Aus Beſorgniß, mir wider Willen mißgefallen zu haben, drang er oft in mich, ihm ſeinen Fehler zu entdecken, und betheuerte mir, daß ihn nichts auf der Welt ſo ſehr ſchmerzen würde, als der Verluſt meiner Achtung. Seine Reden waren ſo einnehmend, ſeine Blicke ſo rührend, daß die Furcht, mich durch zu große Empfindſamkeit zu verrathen, die Kälte meiner Antworten vermehrte. Und wenn ich wirklich mit ihm

unzufrieden zu ſeyn Urſache gehabt hätte, ſo hätt' ich ihm nicht anders begegnen können, als ich damals that. Seine Beſuche wurden ſeltner, und meine Zurückhaltung nahm zu. Denn mein Mißvergnügen über ſein Ausbleiben vermehrte meine Liebe und die Beſorgniſſe, die er nicht errieth. Glücklicherweiſe lockte mir mein Bruder mein Geheimniß ab. Er verrieth es; und Herr von Senneterre, der allein im Stande war mich glücklich zu machen, konnte ſich kaum überreden, daß ich bei allen den Vorzügen und Anſprüchen, die mir Natur und Glück gewährt hatten, ihn ſollte gewählt haben, von dem ich wußte, daß er im Begriff war, ſich mit einer andern Frau zu verbinden, über die er ſeinen Schmerz ohne Rückhalt gegen mich geäuſſert hatte. Er argwöhnte nicht, daß die Wahrheit und Innigkeit ſeines Schmerzes gerade der erſte Anlaß meiner Liebe geweſen ſey. Und warum ſollte man nicht Zuneigung für einen Mann faſſen, deſſen gefühlvolles Herz ſich ſo bewährt hatte, da man täglich ſo viele Frauenzimmer

ihr Schickſal mit Leuten vereinigen ſieht, die ſich aus der Menge ihrer Verbindungen eine Ehre machen, und für welche die Heirath oft nichts weiter iſt, als eine neue Eroberung, eben ſo vorübergehend, wie die vorigen? Wenn ich es wußte, daß Herr von Senneterre mir eine Frau vorgezogen hatte, deren Andenken ihm noch immer theuer blieb: ſo war ich doch wenigſtens überzeugt, daß weiter keine Andre neben mir in ſeinem Herzen Raum finden würde.

Mein Bruder wünſchte es zu ſehr, ſich den beſten ſeiner Freunde durch Bande des Bluts zu verknüpfen, als daß er nicht unſre Heirath hätte beſchleunigen ſollen. Ich war neunzehn Jahr alt, als ſie vollzogen wurde. Ich erwartete von dem Herrn von Senneterre nichts weiter, als Freundſchaft, die auch allein ſchon meinem Herzen genügt hätte; und ich fand in ihm einen zärtlichen und gefälligen Gemahl, einen weiſen Führer, einen redlichen Freund. Er dachte von mir vortheilhaft genug, um zu glauben, daß die Freuden der großen

Welt mir allein nicht Genüge thun würden; und ſo übertrug er mir die Beſorgung ſeiner Angelegenheiten, welche durch die Verſchwendung ſeines Vaters in die äußerſte Unordnung gerathen waren. Wir machten mit einander eine Reiſe auf ſeine Güter; wir fanden uns mit einigen Gläubigern ab, und nachdem wir auch mit den übrigen die nöthigen Einrichtungen getroffen hatten, bezogen wir unſer Haus in Paris, das unſern Umſtänden angemeſſen war. Durch eine ausgewählte Geſellſchaft, durch eine noch angenehmere Vertraulichkeit unter uns, durch das Glück meines Bruders und ſeiner Gattin wurde meine Glückſeligkeit noch mehr erhöht. Der Himmel, deſſen Gunſt bisher gegen mich ſo freigebig geweſen war, machte mich noch beglückter; ich ward Mutter. mein Gemahl hatte darüber noch größere Freude, als ich; uns ward ein Sohn geſchenkt.

Ich wollte ganz Mutter ſeyn, und gieng daher auf eins von unſern Gütern, ſo bald ich es ohne Gefahr konnte. Meiner Lebensart

hab' ich es zu danken, daß mich das Stillen meines Kindes im geringſten nicht entkräftete. Vielmehr wurde ich dabei vollkommen geſund, und verlor viel von der übergroßen Reizbarkeit, die mich faſt immer zu einer meinem Alter nicht gemäßen ſtrengen Lebensordnung genöthigt hatte.

Ich war beinahe zwei Jahre lang von Paris entfernt, und wünſchte mich nur blos wegen meines Bruders und meiner Schwiegerin dorthin zurück. Sie waren ſo gefällig, bei mir die Zeit zuzubringen, während welcher Herr von Senneterre mich verlaſſen mußte, weil er in Dienſten war. Meine Schwiegerin beneidete mir mein Glück, Mutter zu ſeyn, weil ſie ſelbſt, entweder aus natürlichen Urſachen, oder wegen der Folgen des Falls, den ſie während ihrer Schwangerſchaft gethan, faſt ganz die Hoffnung aufgab, Kinder zu bekommen. Dies ward auch wirklich der Fall. Sie ſowohl, als mein Bruder, wandten alle ihre Zärtlichkeit auf meinen Sohn und liebten ihn ungemein.

Glückliche Zeiten! Jeder eurer Tage macht in der Erinnerung noch immer meinem Herzen Epoche. Das Andenken, welches aus allen Gefühlen einer Mutter entſpringt, kann nie an Stärke verlieren.

Ich übergehe zehn Jahre meines Lebens, die nur Ein einziger Augenblick eines ungetrübten Glücks waren. Herr von Senneterre machte, daß ich unaufhörlich den Tag ſegnete, an dem ich ihn hatte kennen lernen. Mein Sohn wuchs heran und machte mir immer mehr Freude. Seine Erziehung, die von ſeinem Vater geleitet wurde, gab mir alle Hoffnung, daß er ihm dereinſt in Allem ähnlich werden würde. Nichts machte uns an ihm Sorge, als eine große Lebhaftigkeit, die ihn ſowohl für das Böſe als Gute ſehr empfänglich machte, die ſich aber mit Vorſicht leiten ließ, und eine Feſtigkeit des Charakters, die für ſein Alter außerordentlich war. Herr von Senneterre warf mir oft zu große Nachgiebigkeit, und ich ihm dagegen zu große Strenge vor. Mein

Bruder, der ſeinen kleinen Vetter als ſeinen Erben anſah, war mit meinem Manne und mir nicht zufrieden, daß wir ihn mit Lernen quälten, welches er weniger ſchätzte, als die Tändeleien und Liebkoſungen dieſes Kindes. Kurz, Jedes von ihnen liebte es nach ſeiner Art; es war der beſtändige Gegenſtand unſrer Freuden, unſrer Geſpräche, unſrer Liebe und unſrer Hoffnungen.

Schon war ich über das dreißigſte Jahr hinaus, und hatte noch nicht das mindeſte Unglück erfahren. Der erſte lebhafte Kummer, den ich empfand, war bei der Trennung von meinem Bruder, der mir aus ſo vielen Gründen äußerſt werth war. Als er das Abſterben unſers vornehmſten Rechnungsführers zu St. Domingo erfuhr, glaubte er, daß die Anordnung unſrer Angelegenheiten und die Sicherheit unſers Vermögens ſeine dortige Gegenwart erfordere. Seit langer Zeit ſchon wünſchte ſeine Gemahlin, in dieſe Gegenden zurückzukehren, deren ſie ſich immer noch mit Ver-

gnügen erinnerte. Der Anlaß war entſcheidend, und ſie reiſten ab. Dieſe Trennung brach mir das Herz. Mein vertrauter Umgang, jetzt faſt ganz auf meine Familie beſchränkt, war jetzt deren beraubt, die ihn am reizendſten machten. Eine unwillkührliche Ahndung ſagte mir unaufhörlich, daß ich ſie nie wiederſehen würde. Die Freundſchaft meines Gemahls, die Liebkoſungen meines Sohnes, der jetzt bald dreizehn Jahr alt war, verſüßten meinen Kummer, ohne ihn jedoch ganz zerſtreuen zu können.

Ein halbes Jahr nach dieſer Trennung wurde Herr von Senneterre ſo gefährlich krank, daß ſeine Geneſung, ſo zu reden, nichts weiter war, als ein ſanfter, allmähliger Abhang auf dem Wege zu ſeinem Grabe, wodurch ich zwei Jahre lang die Marter erleiden mußte, jeden Tag für den letzten ſeines Lebens zu halten. Die Bruſt war ihm angegriffen; er nahm zuſehends immer mehr ab. Die Aerzte gaben mir Hoffnung, ohne ſelbſt einige zu haben;

und mein Gemahl, der ſein Ende herbeinahen ſah, raffte noch alle ſeine Kräfte zuſammen, um mir ſeinen Schmerz zu verbergen, und mir die Leiden zu verhehlen, die ihm durch mein Mitgefühl nur noch unerträglicher geworden wären. Bis zu ſeinem Sterbetage war er noch auſſer Bette; und brachte, meiner Vorſtellungen ungeachtet, die meiſte Zeit mit Schreiben zu. Dieſer ſo äuſſerſt muſterhafte Gatte und Vater ſah ſeinen Tod mit Gewißheit vorher, und wollte noch die letzten Augenblicke dazu anwenden, für ſeine Gattin und für ſeinen Sohn zu ſorgen. Er ſchrieb Troſtgründe für mich auf die Zeit nieder, wo er nicht mehr ſeyn würde, ſchrieb mir das Verhalten vor, welches ich beobachten müſſe, um die Erziehung unſers Kindes zu vollenden, ließ für ihn einen Brief nach, der mir unverſiegelt zugeſtellt wurde, und überließ meiner Klugheit die Wahl der Zeit, wo ich davon mit Sicherheit würde Gebrauch machen können.

Mitten unter dieſen zärtlichen Veranſtaltungen, die ein ſo ſtarker Beweis von der Güte ſeines Herzens waren, überraſchte ihn der Tod. Er verſchied in meinen Armen. Ich weiß ſelbſt nicht, wie mir dabei zu Muthe war; nur ſo viel erinnere ich mich, daß ich mich, als ich wieder zu mir ſelbſt kam, in meinem Bette befand, umringt von einem Theile meiner Familie und der Angehörigen meines Mannes; daß man mir ſtrenge verbot, nicht zu ſprechen, und daß ich es nur mit vieler Mühe erhalten konnte, nicht von meinem Sohne getrennt zu werden. Der liebenswürdige junge Menſch! Er war der Einzige, deſſen Herz ganz zu dem meinigen ſtimmte. Er bat mich auf den Knieen, ihm ſeine Mutter zu erhalten; aber er hatte nicht die Grauſamkeit zu verlangen, daß ich nicht ohn' Unterlaß den Namen ſeines Vaters nennen möchte. Wir nannten ihn wiederholt mit einander; wir weinten in die Wette; unſre Thränen, unſre Küſſe, eilten einander entgegen; und wenn dieſe ſchrecklichen Ausbrüche

des Gefühls unſern Schmerz vermehrten, ſo waren ſie es doch auch unſtreitig, die uns von der Verzweiflung retteten.

So bald ich mich ſtark genug dazu fühlte, ließ ich mich in das Kloſter bringen, wo ich erzogen war. Die Vorſtellungen der Schweſter Urſula, die Freiheit, meine Seufzer zu den Füßen der Altäre auszuhauchen, und die zärtlichen Bezeugungen meines geliebten Adolph's, gaben mir wieder Muth, länger zu leben, und auf ſein Beſtes bedacht zu ſeyn. In ſeinem letzten Willen hatte Herr von Senneterre mich zur Vormünderin ſeines Sohnes ernannt, und ihm zum Kurator einen Großonkel verordnet, der auf einem von unſern Gütern lebte, und weiter keinen Reichthum beſaß, als eine längſt bewährte Rechtſchaffenheit, ein liebenswürdiges Alter, Narben von erhaltnen Wunden, das Ludwigskreuz, und einen Jahrgehalt von zwölf hundert Livres. Dieſe Verfügungen ſchienen nicht recht nach dem Sinne der Anverwandten meines verſtorbenen Gemahls zu ſeyn;

ſie beſtärkten mich aber noch mehr in der Hochachtung, die ich für ihn hegte. Denn in der That, der Onkel, den er unſerm Adolph zum Kurator gegeben hatte, wäre der Aufſicht über einen Prinzen würdig geweſen. Er hatte meinen Gemahl ſelbſt erzogen, weil ſein Vater zu unordentlich lebte, um ſich ſeiner Kinder gehörig anzunehmen; und ich rechnete darauf, daß er gern eben das für meinen Sohn thun würde, was er mit ſo glücklichem Erfolge für ſeinen Bruderſohn übernommen hatte. Und da ich auſſerdem Willens war, einige Jahre lang von Paris entfernt zu leben, ſo wählte ich eben das Landgut, wo dieſer würdige Greis ſich aufhielt; überzeugt, daß die Freundſchaft, die er für meinen Adolph faſſen würde, am zweckmäßigſten die künftige Beſtimmung des jungen Menſchen leiten, und ihn zum Eintritt in die große Welt am beſten vorbereiten werde. Er war damals erſt funfzehn Jahr alt.

Ich lebte alſo nun wieder auf dem Lande. Die Einſamkeit, die ſich ſo gut zu der Faſſung

meines Gemüths ſchickte, machte mir dieſen Aufenthalt angenehm. Ich würde auf Paris für immer Verzicht gethan haben, wenn ich nicht ſchon von weitem die Nothwendigkeit voraus geſehen hätte, dereinſt mit meinem Sohne wieder dahin zu gehen. Nur für ihn wünſchte ich noch zu leben; ihm weihte ich mein ganzes Daſeyn, und war entſchloſſen genug, auch meinen Geſchmack an der Einſamkeit aufzuopfern, wenn er ſeinem Fortkommen im Wege ſeyn, oder mich von ihm trennen würde. Hier durchlas ich mit dem Oheim meines verſtorbenen Gemahls die Anweiſungen, welche dieſer in den letzten Augenblicken ſeines Lebens über die Erziehung ſeines Sohns aufgeſetzt hatte. Die darin herrſchenden Grundſätze ſtimmten mit denen des ehrwürdigen Alten überein; und ich fand ſie ſo einleuchtend und trefflich, daß unſre gemeinſchaftliche Befolgung des nämlichen Plans uns die Freude verſchaffte, daß unſer Adolph eine gewiſſe Fertigkeit in allen Tugenden ſchon in dem Alter beſaß, wo die Leiden-

ſchaften ſo oft über die glücklichſten Anlagen Meiſter werden.

Damals las ich zum erſtenmal den Brief, den ſein ſterbender Vater an ihn gerichtet, und den er mir in Verwahrung gegeben hatte. Indem ich ihn las, benetzte ich ihn mit meinen Thränen, nahm mir aber vor, ihm dieſen Brief nie einzuhändigen.

Auf dem Lande ſah ich wenig Geſellſchaft, aber doch immer genug, um zu verhindern, daß mein Sohn nicht jene verſchwiegene Schüchternheit annahm, die ein junger Menſch, der einſt in der großen Welt leben ſoll, gar leicht annimmt, wenn er zu lange vom Umfange mit derſelben entfernt bleibt. Meine Tage verfloſſen alſo ſehr ruhig unter meinen Pflichten, meinen Erinnerungen, und der Annehmlichkeit einiger edelmüthigen Handlungen, die allein mein Herz genug beſchäftigen konnte, um es Augenblicke lang in ſeiner Traurigkeit zu unterbrechen. Immer ſehr geneigt, den Landleuten meines Guts ohne Unterſchied beizuſtehen, gab

ich doch den Wittwen immer einen gewiſſen Vorzug, weil ich es ſelbſt fühlte, daß ſie deſſen mehr, als andre, bedürften. Seinen Gatten verlieren, und das Elend ſeiner Kinder fürchten zu müſſen, ſchien mir eine Lage zu ſeyn, deren Erduldung menſchliche Kräfte überſtiege. Ich bin in dieſe Lage gekommen; und der Himmel hat mir doch mein Leben gefriſtet.

Die Zeit kam heran, wo mein Sohn in Dienſt trat; ſein Großonkel hatte die Güte, ihn zu begleiten. Dieſer wackre Greis hatte, wie ichs vorausgeſehen hatte, ſeinen jungen Zögling ſo lieb gewonnen, daß ſeine Zärtlichkeit gegen ihn der meinigen den Vorrang ſtreitig machte. Adolph hatte mir verſprochen, mir oft und ganz umſtändlich zu ſchreiben. Ich machte mir eine Freude daraus, ſeine Vertraute zu ſeyn; und unſre letzte Unterredung mußte ihm Beweiſes genug ſeyn, daß ich zwar als Mutter ſehr eiferſüchtig auf das ſittliche Verhalten meines Sohns, aber als Freundin nicht ſtrenger darüber ſeyn würde, als man es in

unſerm Zeitalter zu ſeyn pflegt. Die Liebe zum Vergnügen, die jungen Leuten ſo natürlich iſt, kann nur dann ſtrafbar ſeyn, wenn ſie ſich dadurch von ihren Pflichten abziehen, oder zu Schritten verleiten laſſen, die ihrem wahren Vortheil im Wege ſtehen. Mein Sohn täuſchte meine Erwartung nicht. Er machte ſich bei ſeinen Kameraden beliebt, war bei allen ihren Parthien zugegen, ohne an ihren Ausſchweifungen Theil zu nehmen, machte einige Bekanntſchaften, die aber, wie er mir ſchrieb, ihn nicht feſſeln, noch die Leere ſeines Herzens ausfüllen konnten. Alle ſeine Briefe, worin er ſich ſelbſt ohne Rückhalt ſchilderte, überzeugten mich, daß die Liebe für ihn eine Leidenſchaft und kein Zeitvertreib ſeyn mußte. Er hatte das innigſte Gefühl, das ſich überall Nahrung zu ſchaffen ſuchte; er hatte das liebevolle Herz ſeines Vaters, aber in einem Alter, wo die Vernunft noch nicht Ueberlegung genug braucht, ehe man eine Verbindung eingeht; und dies machte mich äußerſt beſorgt für ihn. Mein

Sohn

Sohn hatte von meinem und ſeines Vaters Vermögen mehr als achtzigtauſend Livres jährlicher Einkünfte zu erwarten, und mein Bruder, der keine Kinder hatte, ließ ihn eine anſehnliche Vermehrung dieſes Vermögens hoffen. Und hiedurch ſowohl, als durch ſeine Geburt, war er zu den größten Anſprüchen berechtigt. Nie hatte ich den Ehrgeiz für mich ſelbſt gekannt; aber für den Sohn des Herrn von Senneterre fühlt' ich ihn gar ſehr.

Adolph war anderthalb Jahr bei ſeinem Regimente. Zu Anfange des Jahres 1789 kam er zurück, und war damals nahe an zwanzig Jahr. Ich erſtaunte über die Veränderung, die eine ſo kurze Abweſenheit in ſeinem ganzen Weſen hervorgebracht hatte. Sein Wuchs hatte ſich aufs vortheilhafteſte entwickelt, und theilte allen ſeinen Bewegungen eine ganz beſondere Annehmlichkeit mit. Seine Figur hatte einen freien und edlen Anſtand erhalten, der, ohne ſeine vormalige einnehmende Art zu ſchwächen, Ehrerbietung erregte, und mich

ſelbſt nöthigte, in dem einen Mann zu ſehen, den ich bisher nur als ein geliebtes Kind betrachtet hatte. Nicht, als ob er weniger zärtlich gegen mich, weniger aufmerkſam auf Alles, was mir Freude machen könnte, geweſen wäre; aber der Weltumgang hatte ihn ſeinen Werth kennen gelehrt. Alles bot mir in ihm einen Freund dar, auf den meine Vernunft ſtolz zu ſeyn Urſache hatte; aber ich wünſchte mir doch im Stillen die unbefangenen Liebkoſungen meines Sohns zurück. Nur das Herz einer Mutter kann jene widerſprechenden Gefühle erklären, die wir beim Uebergange aus dem jugendlichen ins männliche Alter führen, der bei den Franzoſen ſo ſchnell iſt. Und wenn wir unſre Enkel bis zur Anbetung lieben, ſo iſt die Urſache wohl unſtreitig die, weil ſie uns an die glückliche Zeit der Kindheit ihres Vaters erinnern, und weil ſich mit der Anmuth ihrer zärtlichen Anhänglichkeit das Andenken an eine kindliche Liebe vereint, deren wir uns in der Folge beraubt fühlten.

Ich habe ſchon der Wohlthätigkeit erwähnt, die ich gegen die Landleute meines Gutes bewies. Um vollkommen glücklich zu ſeyn, muß man die Glückſeligkeit um ſich her verbreitet ſehen; dies iſt eins von den Vorrechten der Wohlhabenheit; und ich genoß deſſelben. Meine Abſicht dabei war gar nicht, dieſe Leute über ihren Stand hinaus zu heben. Ich widerſetzte mich immer den Wünſchen derer, die Luſt hatten, ihre Kinder in der Stadt unterzubringen. Ich wünſchte mir Landleute, die wohlhabend genug wären, um die Arbeit liebzugewinnen, aber nicht, um darüber unzufrieden zu ſeyn, daß ſie nicht mehr wären, als das Schickſal gewollt hätte. Bei meiner Ankunft hatte ich erfahren, daß ein junges Mädchen, die nach dem Abſterben ihrer Eltern völlig hülflos war, von armen Landleuten ins Haus genommen ſey, die ſchon ohnehin eine zahlreiche Familie hatten. Dieſe Handlung verdiente eine Belohnung. Ich gab ſie ihnen, und übernahm außerdem noch die Sorge für

das Kind, welches damals eilf Jahr alt war, und Suschen hieß. Beim Anblick dieſes Kindes gerieth ich in Verſuchung, die mir ſonſt vorgeſchriebnen Regeln der Klugheit zu überſchreiten, und dies kleine Mädchen zu mir zu nehmen. Nie hatte die Natur etwas Schöners hervorgebracht; nie war mit der Schönheit ein ſo unwiderſtehlicher Reitz vereint, als der in Suschens Anblick. Weitere Ueberlegung verbot mir die Theilnahme, welche dieſer Anblick bei mir rege machte. Ich fürchtete mich vor mir ſelbſt, und vor der Zeit, wo ich nach Paris würde zurückkehren müſſen, nach dieſer Stadt, wo ſie allen Arten der Verführung zum Raube werden könnte; und ſo entſchloß ich mich, ſie unſerm Schloß-Kaſtellan anzuvertrauen, dem ich befahl, ſie nicht über ihren Stand zu halten, und ihr keine andre Erziehung zu geben, als ſie in der gewöhnlichen Dorfſchule erhalten könnte. Suschen hatte nie nach größerm Glücke getrachtet; ſie war daher folgſam und erkenntlich; und ich hatte

alle Urſache, mit dem, was ich für ſie gethan hatte, zufrieden zu ſeyn. Immer beſcheiden und arbeitſam, wuchs ſie auf, und erwarb ſich die Liebe derer, die für ſie ſorgten. Sie war äußerſt reinlich in ihrer Bauernkleidung; und bei ihrer Schönheit hätte man das für Koketterie halten können, wenn die Einfachheit ihres ganzen Benehmens ſie nicht vor allem Argwohn geſchützt hätte. Sie war nun bald ſechszehn Jahr alt; und ich dachte darauf, einen Mann für ſie ausfündig zu machen, der bei der Ausſteuer, die ich ihr beſtimmte, ſie gewiß ohne Bedenken gewählt hätte, als mein Sohn von ſeinem Regimente zurück kam.

Er liebte Suschen, und liebte ſie mit einer Wärme, wovon man ſich ſchwerlich einen Begriff machen kann. Alle Leute, die um mich waren, hatten das ſchon bemerkt, ehe ich davon wußte. Unſer Großonkel hatte es nicht nöthig gefunden, mir darüber etwas zu ſagen, weil er dieſe Leidenſchaft als eine ganz unbedeutende Grille anſah. Ich bemerkte bald, daß

Adolph entweder ſehr munter oder ſehr tiefſinnig war; bald bat er mich inſtåndig, nach Paris zurůck zu kehren, bald wůnſchte er wieder, långer auf dem Lande zu bleiben. Es fiel mir nicht von weitem ein, daß ein mehr oder weniger freundlicher Blick Suschens auf ſeine Wůnſche Einfluß habe, und ich ſchrieb ſeine verånderliche Laune den wankelmůthigen Eingebungen einer lebhaften Einbildungskraft zu, die noch keinen feſten Ruhepunkt zu finden wůßte.

Wie groß war daher mein Erſtaunen, als der Kaſtellan, dem ich Suschen anvertraut hatte, mich ganz allein zu ſprechen wůnſchte, und mich bat, dies Kind wieder von ihm zu nehmen, oder zu verhindern, daß der junge Herr von Senneterre nicht ſo oft zu ihm kåme. Ich fragte ihn nach der Urſache; und es war unmöglich, an der Liebe meines Sohns zu zweifeln.

Und Suschen, ſagt' ich, liebt ſie ihn auch? — O! gnådige Frau, antwortete er mir, das kann nun wohl nicht anders ſeyn.

Der junge Herr Graf iſt ſo liebenswürdig, daß ein junges Mädchen, deſſen Herz noch frei iſt, nothwendig ſeine Zuneigung erwiedern muß. Aber wenn Suschen ihn liebt, ſo verhehlt ſie es ſorgfältig vor ſich ſelbſt, vor andern, vor Ihrem Sohne ſogar; denn wir haben nicht Urſache, uns über ſie zu beklagen. Sie ſchlägt die Geſchenke des Herrn Grafen aus; und wenn er ſich ſeit einiger Zeit die Freude macht, Sonntags allerlei kleinen Putz an alle Mädchen des Dorfs zu vertheilen, ſo thut er es bloß, um das Vergnügen zu haben, daß ſich Suschen mit ſeinen Geſchenken ſchmücken muß. Er nimmt es übel, wenn ſie das nicht trägt, was er ihr geſchenkt hat. Er nennt ſie ſtolz, undankbar; er wird ſo böſe auf ſie, daß ſie oft mit Thränen im Auge nach Hauſe kehrt. Und dann kommt der junge Graf bleich und zittert, und ſpricht ihr freundlich zu. Das arme Suschen weint dann noch mehr. Ihr Herr Sohn wird dann ganz unmuthig; und Suschen läßt ihn nicht eher beruhigt wieder von ſich, als bis

ſie ihm verſpricht, in Zukunft alle Tage das anzulegen, was ſie von dem Herrn Grafen erhalten hat. Sie wagt es nicht mehr, aus dem Hauſe zu gehen, weil ſie ihm zu begegnen fürchtet; und wenn er ſie nun den ganzen Tag über nicht geſehen hat, ſo wiſſen wir ſchon gewiß, daß er Abends zu uns kommen wird. Er redet ſehr freundlich mit uns über meine Frau, über unſre Kinder; er überhäuft uns mit Wohlthaten; aber ſein Blick iſt immer dabei auf Suschen gerichtet. Wenn ſie da bleibt, ſo geht er zu ihr, und ſagt ihr allerlei Dinge leiſe ins Ohr, worauf ſie nichts weiter als Ja und Nein antwortet. Geht ſie weg, ſo folgt er ihr nach; und Suschen kommt nie wieder ins Zimmer, ohne über und über roth zu ſeyn, und ohne ſich zu beklagen, daß ſie ſehr unglücklich iſt. Indeß hat ſie uns verboten, der gnädigen Frau etwas davon zu ſagen; denn ſie fürchtet, ſie werde dann fortgeſchickt werden, und noch unglücklicher ſeyn, wenn die gnädige Frau ſich ihrer nicht mehr annehme.

Der Mann hätte noch länger mit mir reden können, ohne daß ich Luſt gehabt hätte, ihn zu unterbrechen; zu vielerlei Gedanken giengen mir dabei durch den Sinn. Ich ließ ihn wieder gehen, dankte ihm für ſeine Dienſtgefliſſenheit, und bat ihn vor allen Dingen, ſichs nicht merken zu laſſen, daß er mir etwas geſagt habe. Als ich allein war, bemühte ich mich vergeblich, mir einen Plan meines weitern Verhaltens zu machen; ich wußte nicht, woran ich mich halten, oder wen ich dabei zu Rathe ziehen ſollte. Mein Onkel hatte nicht viel Glauben an die Liebe, und noch weniger an die Tugend unſers Geſchlechts. Er würde über meine Aengſtlichkeit gelacht, und es ganz in der Ordnung gefunden haben, daß ſich ein junger Menſch eben ſo, wie in der Garniſon, auch auf dem Lande Zerſtreuung zu verſchaffen ſuche. Dies war ſein einziger Fehler; und es wäre vergeblich geweſen, wenn man einen alten Hageſtolz hätte auf andre Gedanken bringen wollen, der ſich darüber, daß er aus Zwang

enthaltſam ſeyn mußte, damit tröſtete, daß er täglich eine Menge von Fällen anführte, worin er es nicht geweſen war.

Was war zu machen? Behielt ich Suschen auf dem Schloſſe, ſo ſetzte ich ſie der Verführung aus, verlor die Hoffnung, ſie an Mann zu bringen, und beſtätigte das durch meine Billigung, was ich nicht einmal erlauben durfte. Sie fortzuſchicken, war unſtreitig noch ſchlimmer. War ſie von aller Verbindlichkeit gegen mich los, ſich ſelbſt überlaſſen, und ohne Beiſtand; ſo wurde mein Sohn für ſie eine nothwendige Stütze, ein gefährlicher Wohlthäter. Wollt' ich ſie entfernen, und mich dennoch ferner ihrer annehmen; ſo ließ ſich das nicht thun, ohne daß mein Sohn es merkte, und ohne daß ich Jemanden meine Abſichten anvertraute. Und wenn er dann ihren Aufenthalt entdeckt hätte, und ſeine Liebe ruchtbar geworden wäre; ſo würd' ich dadurch meinen Adolph lächerlich gemacht haben. Dies aber iſt zu unſern Zeiten noch viel ärger, als laſterhaft zu ſeyn,

und ſchadet zuweilen auf immer dem Rufe ei- nes jungen Menſchen. Ich beſchloß alſo, ſeine Großmuth auf die Probe zu ſtellen; und den nämlichen Abend noch bat ich ihn mit anſchei- nender Heiterkeit, den folgenden Morgen mit mir ganz allein in meinem Zimmer zu frühſtü- cken. Dieſe Einladung, der ich, um keinen Argwohn bei ihm rege zu machen, allen An- ſchein eines bloßen Scherzes gab, machte ihn beſtürzt. Er ſuchte mir ſeine Verlegenheit zu verbergen; weil ich aber ohnehin ſchon ſie ab- ſichtlich nicht bemerken wollte, ſo giengen wir ohne weitere Erklärung aus einander. Ganz gewiß brachte er die Nacht nicht viel ruhiger zu, als ich; denn als er den Morgen darauf zu mir kam, verrieth ſein ganzer Anblick Er- müdung und Unruhe. Er hatte in dieſem Au- genblick eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit ſei- nem Vater an dem erſten Tage, da ich ihn nach dem Tode ſeiner Geliebten ſah, daß mein Herz bei ſeinem erſten Anblicke lebhaft erſchüttert wurde.

Nachdem wir gefrühſtückt hatten, ohne daß Eins von uns das Stillſchweigen unterbrach, bat ich ihn, ſich neben mir zu ſetzen, und mit einem Ton, dem ich allen Ernſt zu geben ſuchte, ſagte ich zu ihm: „Weißt du wohl, mein Sohn, daß du mir Kummer machſt?“ — Wenn ich davon die Urſache errathe, erwiederte er, ſo ſtört der nämliche Gegenſtand, aus ſehr verſchiednen Gründen, unſre beiderſeitige Ruhe. Ich bin eben ſo wenig glücklich! ſetzte er ſeufzend hinzu. — Hier ſchwieg er. Ich ſah wohl, daß er ſeine Liebe gegen Suschen keinesweges zu läugnen Willens war; daß er vielmehr gern hätte vergeſſen mögen, daß er mit ſeiner Mutter redete; und ich ſelbſt gab mir Mühe, mich, dieſes Verhältniß, und meine Strenge, zu vergeſſen.

„Du biſt nicht glücklich, Adolph? Und was fehlt denn deinem Glücke, da du Alles haſt, was ein junger Menſch von Deinem Alter und Stande nur immer verlangen kann?“ — Ge-

liebt zu werden, gnädige Frau, oder ſtark genug zu ſeyn, eine Liebe zu beſiegen, die meine Vernunft mißbilligt, und die doch wider meinen Willen ein weſentlicher Theil meines Daſeyns geworden iſt. Ach! theuerſte Mutter, tadeln Sie mich nicht; bedauren Sie mich! Alles, was Sie mir darüber ſagen können, wird nicht ſo Viel ſeyn, als ich mir ſchon hundertmal ſelbſt darüber geſagt hatte. Aber die ernſthafteſten, ſtrengſten Ueberlegungen hatten Beziehung auf meine Liebe; und dieſe Beziehung gab ihnen einen verführeriſchen Reiz. Ich beſchäftigte mich mit Suschen, indem ich die Neigung gegen ſie zu bekämpfen ſtrebte. Die Beſchämung, es meiner Mutter zu geſtehen, iſt vielleicht nicht größer, als das Vergnügen, von ihr zu reden. Es iſt das erſte Mal, daß ich dazu Gelegenheit finde. Ich hätte ſie zu vermeiden gewünſcht; aber wahrlich bis auf dieſen Augenblick iſt Suschens Name nie anders, als in meiner Einſamkeit, über meine Lippen gekommen.“

„Du machſt, mein Sohn, daß ich über deine Verirrungen und über die Gefälligkeit, womit ich dich anhöre, erröthen muß. Aber du hältſt dich für unglücklich. Der unglückliche Adolph wird mir immer angelegen und heilig ſeyn, ſelbſt dann, wenn ich ihn ſchwach genug ſehe, mehr Mitleid als Intereſſe erregen zu wollen.“ — An der Röthe, die ſein Geſicht bedeckte, an der Lebhaftigkeit ſeines Blicks ſah ich, daß dieſer Ausdruck ihm empfindlich war. Er wollte antworten; aber ich ſetzte ſogleich hinzu: „Was kannſt du von dieſer unvernünftigen Leidenſchaft hoffen, die du keiner andern, als einer allzu nachſichtigen Mutter, zu geſtehen wagen wirſt? Suschen, die ich habe erziehen laſſen, deren ich mich angenommen habe, Suschen, die nichts weiter hat als ihre Tugend, muß dir achtungswerth und ehrwürdig ſeyn; und ich hoffe, daß die Leidenſchaft dich nicht ſo weit fortgeriſſen hat, um ohne Schauder darauf denken zu können, die Unſchuld zu verführen, und die meinem Hauſe ſchuldige Ach-

tung freventlich zu verletzen. Lieber Sohn, ich habe nie lange über die Pflichten nachdenken dürfen, die ich gegen dich zu erfüllen hatte; meine Zärtlichkeit machte ſie mir ſo leicht, daß ſie mir eine beſtändige Reihe von Freuden wurden; aber als ich mich Suschens annahm, hab' ich mich gegen Gott heilig verpflichtet, über ihre Sitten zu wachen, und auf ihr Glück ernſtlich bedacht zu ſeyn. Verfolgſt du dieſes unſchuldige Geſchöpf, ſo vergreifſt du dich an ihrer Mutter. Von nun an wirſt du nicht Suschen, wirſt du mich ſelbſt überall deinen Abſichten entgegen wirken ſehen. Und hätteſt du das Unglück ſie dahin zu bringen, daß ſie deinen Zumuthungen nachgäbe; ſo würde deine Mutter dafür vor Gott verantwortlich ſeyn. Beſchwere dich nicht über die Strenge meiner Grundſätze. Ach! mein Sohn, dieſen meinen religiöſen Grundſätzen haſt du es zu danken, daß ich noch lebe. Meine Ergebung in den göttlichen Willen gab mir die Kraft, den Tod deines Vaters überleben zu können. Adolph,

Adolph, ſollteſt du durch deine Leidenſchaft dahin gebracht werden, es zu bereuen, daß ich dazu den Muth gehabt habe?"

Dieſer Vorwurf war ohne Zweifel zu lebhaft; aber er wußte mir auszuweichen.

„Sie hatten mir Nachſicht verſprochen, gnädige Frau, ſagte er, und vergoß Thränen des Verdruſſes, — und Sie begegnen mir wie einem Ungeheuer, das den Tod verdiente? Mich, der ich all mein Blut hingeben möchte, um ihre Tage durch die Dauer der meinigen zu verlängern, mich beſchuldigt meine Mutter ; ; ; Ach! gnädige Frau, wenn Sie in dem Innerſten meiner Seele leſen könnten, ſo würden Sie finden, daß eine unbezwingliche Liebe, die mich heute zur Verzweiflung bringt, wenn ich für Sie nicht ſo viel Ehrerbietung hätte, morgen das Glück meines Lebens machen würde. Ich liebe Suschen wider meinen Willen; ſo ſehr lieb' ich ſie, daß ich fühle, der Tod würde mir erträglicher ſeyn, als der Gedanke, von ihr getrennt zu werden. Nie fiel

mirs

mirs ein, ſie zu verführen; ich konnte nicht anders, als meine Liebe verabſcheuen, und ſie doch immer bei mir unterhalten. Aber müßt' ich nicht fürchten, meine Mutter zu kränken: was könnte mich zurückhalten, Suschen zu heirathen?"

Ich wollte ihm in die Rede fallen; aber er fuhr fort: „Sehen Sie nur, gnädige Frau, wie ſehr der Adel täglich von ſeiner Achtung verliert. *) Suschen hat Alles von der Natur erhalten; Erfahrung und Kenntniſſe werden bald bei ihr den Mangel der Erziehung erſetzen. Sollte man meine Heirath in Frankreich mißbilligen, ſo würd' ich nach St. Domingo gehen, wo ihr das Vorurtheil weniger Störung in den Weg legen würde. Erſchrekken Sie nicht, gnädige Frau! das iſt bloß ein flüchtiger Gedanke, kein Vorſatz. — Vorſätze! Es iſt mir unmöglich, dergleichen zu faſſen. Bekämpft von der Liebe, von dem

*) Dies war gegen das Ende des Jahrs 1788.

ſchrecklichen Gedanken, Ihre Freundſchaft zu verlieren, vermag ich nichts weiter, als zu leiden; zu glücklich, wenn mich der Tod von einer Klage befreit, die über meine Kräfte geht, und Ihnen beweiſt, daß Adolph weder ein Undankbarer, noch ein Ungeheuer iſt, von dem ſeine Mutter ſo viel Böſes argwöhnen dürfte.“

„Genug, ſagt' ich ihm, genug an einer Unterredung, die für uns Beide gleich peinlich wird! Du wirſt nicht verlangen, daß ich mich gegen dich über einen Ausdruck entſchuldigen ſoll, den mein Herz in dem Augenblicke zurücknahm, als mein Mund ihn ausſprach. Alles, was ich von dir fodre, iſt, daß du Suschen nicht eher ſeheſt, bis ich an dich geſchrieben habe. Denn ich ſehe, daß es vergebens ſeyn würde, unſer Geſpräch zu erneuern, und daß es nothwendig iſt, uns einander unſre Ruhe wiederzugeben.“ Ich ſtand auf; er that ein Gleiches, und gieng weg, ohne die Augen auf mich zu kehren.

„Adolph! rief ich, du liebſt deine Mutter nicht mehr!“ Er faßte mich bei der Hand, bedeckte ſie mit Küſſen, und wir verließen einander mit Thränen. Er ließ mich um die Erlaubniß bitten, zum Mittagseſſen nicht herunter kommen zu dürfen; und bei der Faſſung, worin wir beide uns befanden, war mir das nicht zuwider. Ich gieng in mein Zimmer, und ſchrieb folgenden Brief an ihn:

Frau von Senneterre an Adolph.

Du fliehſt mich, mein Sohn; und ich muß dir geſtehen, daß ich mich ſcheute, dich zu ſehen, da ich bisher allemal dabei litt, wenn ich deines Anblicks beraubt war. Ich bedaure dich von ganzer Seele; aber, mein Freund, die glänzende Lage, worin wir uns befinden, hat uns nun einmal Pflichten auferlegt, welche freilich die Vortheile aufwiegen, die ſie uns gewährt; es wäre niedrig gedacht, wenn man an ihnen zum Verräther werden wollte; und dazu biſt du nicht fähig. Du mußt deinem Suschen entſagen — ich ſetze nicht hinzu: oder

meiner Freundſchaft. Ich erwarte dies Opfer von der Ehre, und will es nur ihr allein zu verdanken haben. Ich übernehme es, dieſem jungen Mädchen eine Verſorgung zu ſchaffen, welche dir die Befriedigung gewähren ſoll, zu ihrem Glücke beigetragen zu haben. Dies Vergnügen wird deinen Kummer verſüßen, wenn die Zeit gekommen ſeyn wird, wo du deiner Mutter für ihre Strenge danken wirſt. Ich mag nicht hinzuſetzen, daß ich dieſe Willfahrung von dir erwarte; denn ich würde fürchten, daß Anſehen und Befehl mir nur einen Augenblick deine Zärtlichkeit rauben möchte. Hier haſt du einen Brief, den dein Vater auf ſeinem Sterbette mir für dich einhändigte; ihm, mein Adolph, ſeinem letzten Willen wirſt du gewiß Gehör geben. Deine Mutter ſegnet und liebt dich. Sie erwartet deine Antwort, ohne ſie vorzuſchreiben.

Herr von Senneterre an Adolph.

„Mein Sohn, wenn ein Vater, der jeden Augenblick ſeines Lebens deinem Glücke ge-

widmet hat, jetzt, da er dem Schluſſe deſſelben nahe iſt, noch das Anſehen bei dir behauptet, welches er von Gott und den Geſetzen erhielt; wenn die Achtung für mein Andenken und die Erkenntlichkeit dir heilige Pflichten ſind; ſo befehle ich dir, deiner Mutter in Allem zu gehorchen, was ſie bei der Einhändigung dieſes Briefes von dir verlangen wird. Er iſt der letzte Aufſatz von der Hand deines Vaters. Ich befehl' es dir, bei Strafe meines Unſegens. Adolph, wenn ich deine Denkungsart richtig beurtheile, ſo wirſt du ſehr ſchätzbare Tugenden und ſehr gefährliche Leidenſchaften haben. Ich zittre für dich; ich zittre für deine Mutter. Hier, am Rande des Grabes verſuch' ich es noch, für zwei Weſen zu wachen, um derentwillen es mir leid thut, nicht länger zu leben. Mein liebſter Sohn, entrichte deine Schuld einer angebeteten Gattin, der ich mehr Glück zu danken habe, als die Menſchheit zu hoffen berechtigt iſt. Ich wiederhol' es zum letztenmal; denn meine Kräfte ſind er-

ſchöpft, gehorche deiner Mutter, bei Strafe des Unſegens von einem Vater, der dich von je her innigſt geliebt hat. Lebe wohl, mein Sohn!"

Den Morgen darauf erhielt ich beim Aufſtehen folgendes Billet:

Adolph an die Frau von Senneterre.

„Mein Vater ſoll befriedigt werden, gnädige Frau, und Sie werden mich noch lange bedauern. Ich wollte Sie nicht Zeugin meines Schmerzes ſeyn laſſen, und fürchtete, nicht widerſtehen zu können, wenn ich die wiederſähe, die ich fliehen muß. Denn ich weiß gewiß, daß ich nicht ſtark genug ſeyn werde, um ſie einem ihrer unwürdigen Manne hinopfern zu ſehen. Ich habe daher den Entſchluß gefaßt, noch dieſe Nacht unſer Schloß zu verlaſſen, und Jedermann verboten, Ihnen etwas davon zu ſagen. Ich gehe nach Paris. Suschen empfehl' ich Ihnen nicht; ich kenne Ihre Güte. Wagt' ich es, einen Willen zu haben, ſo wünſchte ich,

daß ſie unverſagt bliebe; wenn Sie es aber anders befehlen, darf ich da wohl hoffen, liebſte Mutter, daß Sie ihr dieſen Ring geben, und ihr vorſchreiben, ihn als ein Unterpfand Ihres Schutzes beſtändig zu tragen? Er iſt das einzige Geſchenk, das ich ihr machen will; das Uebrige ſey Ihrer Großmuth überlaſſen."

Dieſer Brief, der mir nur zu ſehr ein Beweis war, wie viel Adolph bei ſeinem Gehorſame litt, verurſachte mir noch mehr Kummer, als ſeine Abreiſe. Ich ließ meinen Onkel davon benachrichtigen. Ihm vertraute ich Alles an; und dieſer gute Alte war der Meinung, mein Sohn wäre unklug, daß er in ein Dorfmädchen ſo äuſſerſt verliebt ſey, und ſein Schmerz gieng ihm eben ſo nahe, als mir. Ich war Willens, Suschens Verheirathung ſo lange zu verſchieben, bis ich gewiß wüßte, daß die Geſundheit unſers Flüchtlings gar nicht in Gefahr wäre. Mein Onkel aber ſtellte mir vor, dieſer Augenblick ſey entſcheidend, und man müſſe von nun an befürchten, daß ſie die Gattin ih-

res Liebhabers würde, oder ihm alle Hoffnung auf einmal vernichten. Ich befolgte dieſen Rath. Noch den nämlichen Abend ſchrieb ich an meinen Sohn. Ich überſendete ihm eine unbeſtimmte Vollmacht, um von meinem Geſchäftsträger ſo viel Geld aufnehmen zu können, als er für ſein Vergnügen nöthig finden würde. Ich ſagte ihm darin wenig über ſeinen Entſchluß, und gar nichts über Suschen. Den Morgen darauf ließ ich dies junge Mädchen zu mir rufen.

„Was fehlt dir, Suschen?“ ſagte ich zu ihr, als ſie hereintrat. „Du biſt ſo blaß; man ſollte glauben, du hätteſt geweint?“ — Ja, gnädige Frau. — „Du biſt noch ſo jung; und haſt doch ſchon Kummer?“ — Ja, gnädige Frau. — „Geht dirs hier im Hauſe nicht nach Wunſch?“ — O ja, gnädige Frau. — „Ich will noch mehr thun, Suschen, als ich bisher für dich gethan habe; ich will dir einen Mann geben, der dich glücklich machen ſoll. Iſt es dir zuwider, dich zu verheirathen?“ ſetzte

ich hinzu, da ich ſah, daß ſie ſeufzte. — Gnädige Frau. . . . „Sprich offenherzig mit mir. Giebt es hier im Dorf irgend einen jungen Menſchen, der dir Freundſchaft erwieſen hat, und gegen den du Zuneigung fühlſt?“ — Ach Gott! nein, gnädige Frau. — „Es würde dir alſo nicht zuwider ſeyn, wenn ich einen Mann für dich wählte?“ — Gnädige Frau . . . der Herr Graf. . . . „Nun, der Herr Graf?“ — Er hat mir verboten, mich ohne ſeine Genehmigung zu verheirathen. — „Mein Sohn hat dir das verboten?“ — Ja, gnädige Frau, mehr als einmal. — „Und was haſt du ihm darauf geantwortet, Suschen?“ — Er hätte zu befehlen, gnädige Frau. — „Und wenn ich nun mit Beiſtimmung meines Sohns dich an einen Mann zu bringen ſuchte, was würdeſt du dazu ſagen?“ — Sie fieng an zu weinen; und ihre Betrübniß war mir Beweiſes genug, daß das arme Mädchen gegen Adolphs Liebe nicht unempfindlich war. Ihr Widerſtand erregte meine Theilnahme nur noch mehr.

Ich glaubte gegen ſie den Ton einer Herrſchaft fahren laſſen zu müſſen; ich hieß ſie ſich niederſetzen, ich ſuchte ſie zu beruhigen, und ihr Vorſtellungen zu machen. Suschen unterbrach mich bloß durch ihre tiefen Seufzer, oder geſtand mir, ſie habe ſich das ſelbſt hundertmal geſagt, was ich ihr ſagte, und es ſey ihre Schuld nicht, wenn der Herr Graf ihr immerfort ſo viel Güte bewieſen hätte; ſie ſey innigſt davon gerührt, ob ſie ſichs gleich gegen ihn nicht habe merken laſſen. Ich ſtellte ihr vor, daß die Sorge für ihren guten Ruf, und vielleicht auch die Erkenntlichkeit, ihr die Pflicht auflege, eine Heirath einzugehen. Ich fieng wieder an, ſie zu befragen, welch ein Mann ſich etwa für ſie ſchicken würde. Sie antwortete mir, daß ſie nie den Einen mehr als den Andern lieben, daß ſie aber den annehmen würde, den ihr die Mutter des Herrn Grafen anzunehmen beföhle. Ich entließ ſie, faſt eben ſo gerührt als ſie ſelbſt, und gab ihr, zum Zeichen meiner Zufriedenheit mit ihrem Gehorſam, den Ring,

den mir mein Sohn zugeſandt hatte. Im Grunde war ich mit dieſem herablaſſenden Benehmen nicht recht zufrieden; aber die Entſchloſſenheit dieſes Kindes, die Erinnerung an meinen Sohn, der nur dieſen Lohn allein für ein Opfer verlangte, deſſen ganzen Umfang ich zur Gnüge aus ſeinem Schmerze abnehmen konnte, überwogen alle andre Rückſichten. Der Wille einer durch heftige Leidenſchaft zerriſſenen Seele wird ein heiliges Geſetz für ein gefühlvolles Herz, ſelbſt dann, wenn die ſtrenge Vernunft ihn mißbilligt.

Will man gern ein junges Mädchen verheirathen, ſo darf man dieſen Wunſch nur laut werden laſſen, und man kann gewiß erwarten, daß die weiblichen Bedienten des Hauſes ſich eine Ehre daraus machen werden, das Ihrige dazu beizutragen. Mein Kammermädchen ſagte mir zuerſt von einem gewiſſen Chenu, der Pächter von einigen Ländereien drei Stunden weit von meinem Gute war, und mit ſeiner Pachtung einen Viehhandel verband, von deſ-

ſen Einkünften er ganz bequem lebte. Er kannte Suschen, und hatte oft geſagt, daß er ſie wohl heirathen möchte, weil ſie leſen und ſchreiben könne, und dies ihm für ſeinen Handel ſehr gute Dienſte thun würde. Denn er müſſe ſich immer auf ſein Gedächtniß verlaſſen, das ihm zuweilen nicht ganz treu ſey. Ich trug meinem Kaſtellan auf, dieſen Mann zu beſuchen, ihm meine Abſichten mitzutheilen, und ihn zu mir zu beſtellen, wenn ſeine Wünſche noch die nämlichen wären.

Chenu ließ ſeinen Beſuch nicht lange erwarten. Er ſchien dreißig Jahr alt zu ſeyn, und ſein Aeuſſeres hatte eben nichts Anziehendes, aber auch nichts Abſchreckendes. Sein ganzes Benehmen hatte etwas Zuverſichtliches, welches mir eine gute Meinung von ſeinem Charakter erregte; aber ich wollte ihn doch vorher auf die Probe ſtellen.

„Worin kann ich Ihnen dienen, Herr Chenu? ſagte ich zu ihm, als er hereintrat; reden Sie ohne allen Rückhalt mit mir.“ —

Gnädige Frau, man hat mir geſagt, Sie wollen Mamſell Suschen verheirathen, und wenn Ihnen mein Vorſchlag gefällt, ſo bitt' ich Sie, mir den Vorzug zu geben. — „Sie lieben Suschen alſo?“ — Die Wahrheit zu ſagen, ich mag ſie wohl leiden, und Jedermann rühmt ihr leutſeliges Weſen. — „Man ſagt, daß Sie ſich ganz gut ſtehen, Herr Chenu; und Suschen hat Nichts.“ — Ihre Güte, gnädige Frau, wird ihr doch hoffentlich nicht entſtehen. — „Was Sie meine Güte nennen, Herr Chenu, iſt vielmehr ein Recht, das den Unglücklichen gebührt; und Suschen bedarf deſſen nicht weiter, wenn Sie ſie heirathen. Ich beſorge ihr die Mitgift an Wäſche und Kleidung; das iſt Alles, was ich thun kann.“ — Das hatte man mir nicht geſagt; aber wenn es denn nicht anders ſeyn ſoll, gnädige Frau, ſo muß ich mich ſchon darein ergeben. Denn freilich, wenn ich eine andre heirathete, die etwas Geld hätte, ſo fände ich in ihr nicht das, was ich in Mamſell Suschen finde, die ſchrei-

ben kann; und das iſt Alles, warum mir zu thun iſt. Indeß ſo ein kleines Sümmchen hätte doch eben nicht ſchaden können; ich wäre dadurch in Stand geſetzt, meinen Handel etwas mehr ins Große zu treiben, bei dem ſich was verdienen läßt, wenn man baares Geld in Händen hat. — „Nun wohl, ſagen Sie mir frei heraus, Herr Chenu, wie viel meinen Sie denn wohl, daß ich Suschen zur Ausſteuer mitgeben müßte?" — Ach! gnädige Frau, das läßt ſich ſo nicht ſagen. — „Aber warum nicht, wenn ichs nun gerne wiſſen möchte? Meine Abſicht iſt, dies gute Kind recht glücklich zu machen, das es in jeder Hinſicht verdient; und wenn Ihre Fodrung nicht meine Kräfte überſtiege, ſo möcht' ich gern etwas für Suschen und für Sie, Herr Chenu, thun; denn nicht wahr, Sie würden doch ihr Glück machen?" — Ei freilich, gnädige Frau, das würd' ich. Fürs erſte, bin ich die meiſte Zeit auf Reiſen; da giebts nun zehn Stunden in der Runde keinen Jahrmarkt, den ich nicht be-

ziehe. Komm' ich dann recht müde wieder nach Hauſe, und Suschen hat mir Alles hübſch aufgeſchrieben, ſo werde ich ſelbſt der Ruhe mehr bedürfen, als Andre in ihrer Ruhe ſtören. Man ſagt, ich habe viel Ehrliebe; aber ich habe von je her bemerkt, daß Einer, der recht viel zu thun hat, kein zankſüchtiger Ehemann iſt. Suschen verſteht ſich ſehr gut auf die Haushaltung, und wird mir meine Pachtung ſehr einträglich machen. Bedeutet ſie gleich nicht viel, ſo hat ſie doch Aufſicht nöthig. Iſt der Jahrmarkt gut, ſo hoff' ich nicht nach Hauſe zu kommen, ohne ihr was mitzubringen. Sie iſt hübſch; und Frauenzimmer, weiß ich, lieben ein wenig den Putz. Ueberdies hat Ihre Freigebigkeit, gnädige Frau, ſie daran gewöhnt; das iſt ganz natürlich. Mach' ich nur guten Kauf, ſo ſoll ſie ſich nicht zu beklagen haben, und ich auch nicht. — „Ihre Einrichtungen und Plane gefallen mir ganz gut, Herr Chenu; aber wieder auf unſer voriges Geſpräch zu kommen: wie viel meinen Sie

wohl, daß Ihnen Suschen zur Mitgift mitbringen müßte?“ — Nun denn, gnädige Frau, weil Sie es durchaus ſo haben wollen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich außer der Ausſteuer an Sachen, die ich ganz auf Eurer Gnaden Großmuth ankommen laſſe, wohl darauf gerechnet hatte, daß ſechshundert Livres baar Geld mich ſchon in Stand ſetzen würden, manchen guten Kauf zu thun. Aller Anfang iſt ſchwer: etwas Geld im Beutel, und etwas Kredit, ſo muß das Ding ſchon gehen. — „Nun gut, Herr Chenu, weil Sie ſechshundert Livres zu brauchen glauben, und Suschen auch ohne dies Geld würden genommen haben, ſo freut es mich, daß ich Ihre Uneigennützigkeit belohnen kann.“ — O! Sie ſind gar zu gütig, gnädige Frau. — „Ich will mit dem Mädchen ſprechen; kommen Sie morgen wieder; und wenn ſie den Antrag annimmt, wie ich gewiß hoffe, ſo können Sie ſich auf eine Mitgift von zwölfhundert Livres Rechnung machen.“

Ich

Ich hätte ohne Zweifel noch mehr für Suschen thun können; aber ich blieb meinem Grundſatze treu, Leute nicht zu ſehr über ihren Stand zu erheben, die dabei Gefahr laufen können, wenn ſie in der Welt höher ſteigen, und nebſt dem hatte ich noch einen andern Grund dazu. Die Liebe meines Sohns für dies intereſſante kleine Geſchöpf hatte im Schloſſe ziemlich viel Aufſehen gemacht; ich hätte ihren guten Ruf Preis gegeben, wenn ich meiner Freigebigkeit nicht Schranken geſetzt hätte. Auch wollte ich immer noch mich ihrer annehmen, und ich hoffte dereinſt noch ihrem Manne eine anſehnlichere Pachtung zu verſchaffen. Dieſe Hoffnung haben freilich die Umſtände vereitelt, und gemacht, daß ich Wohlthäter in denen gefunden habe, die ich damals als meine Schutzbedürftigen anſah.

Ich zweifelte nicht an Suschens Selbſtverläugnung; nur wünſchte ich, daß ſie ihr ſo wenig als möglich koſten möchte. Ich ſagte ihr von den Verfügungen, die ich für ſie getroffen

hätte, und ſuchte die Ausſicht in ihre künfti=
gen Schickſale mit möglichſter Beredſamkeit
zu verſchönern, um ſie über ihren gegenwärti=
gen Kummer zu tröſten. „Sie ſind allzu gü=
tig, gnädige Frau,“ war ihre einzige Antwort.
„Ich will alles auf der Welt thun, um glück=
lich zu ſeyn; und wenn ich es nicht bin, ſo iſt
das wenigſtens mein Troſt, daß Sie mich wür=
dig geachtet haben, es zu werden.“ — Ich
ließ keinen Tag bis zu ihrer Hochzeit vorbei,
ohne ſie zu ſehen; und dieſe wurde bald vollzo=
gen. Mein Rechnungsbeamter beſorgte die
Schließung des Ehevergleichs, und ich vertrat
Mutterſtelle dabei.

In unſern Unterredungen hatte Suschen
es zuweilen gewagt, mich zu fragen, ob ich
Nachrichten von meinem Sohn habe. Ganz
gewiß hatte ſie die Urſache ſeiner ſchleunigen
Abreiſe erfahren, und ich glaube wohl, daß die
Gewißheit, noch immer von ihm geliebt zu
werden, ſie zum Theil über das Opfer tröſtete,
welches ſie für unſer Aller Ruhe brachte.

Adolph ſchrieb mir nicht; ich erhielt aber anderweitige Nachrichten von ſeinem Verhalten. Ich wußte, daß er wenig in Geſellſchaften erſchien, daß er oft allein ausritt, und daß ſein ſehr ſichtbarer Tiefſinn ſeine Freunde befremdete, ohne ſie jedoch wegen ſeiner Geſundheit in Sorge zu ſetzen. Das war Alles, was ich wünſchen konnte.

Entledigt von der Sorge in Anſehung Suschens, machte ich jetzt Anſtalt, mit meinem Onkel nach Paris zu gehen, der eben ſo wenig als ich länger von meinem Sohn entfernt leben konnte, als ich folgenden Brief erhielt:

Adolph an die Frau von Senneterre.

„Als ich Sie verließ, gnädige Frau, um Ihnen deſto beſſer zu gehorchen, hatte ich Ihnen meinen Wunſch geäußert, daß Suschen wenigſtens unverſagt bleiben möchte; Sie haben es anders verfügt. Ich erfahre von einem ſichern Menſchen, den ich auf unſerm Gute zu-

rückgelaſſen habe, die Nachricht von einer Heirath, die mir alle Hoffnung und zugleich alle Kräfte raubt, meine ſchreckliche Lage länger zu ertragen. Ich wage es nicht, Ihnen das Mindeſte zur Laſt zu legen; lieber geb' ich alle Schuld der Härte meines Schickſals. Auch Suschen war Ihnen gehorſam; mein Beiſpiel hat ſie zur Nachfolge vermocht. Daß doch die Unglückliche es nie bereuen möge! Ich weiß es, gnädige Frau, daß Sie wieder nach Paris kommen wollen; bin ich es allein, der Sie dazu veranlaßt, ſo ſparen Sie ſich dieſe vergebliche Reiſe. Was ich meiner Geburt und meinem Stande ſchuldig bin, hat mich verhindert, glücklich zu ſeyn. Ich will das Opfer vollenden. Dieſe Nacht reiſe ich ab, von meiner Verzweiflung begleitet. Warum kann ich nicht die ganze weite Welt zum Zwiſchenraume meiner Erinnerungen, meines Schmerzes und meiner Liebe machen! Theuerſte Mutter, ich bin ſo unglücklich, daß ich Ihnen einen Dienſt damit zu leiſten glaube, wenn ich Ihnen den

traurigen Anblick eines von Gram verzehrten Sohns entziehe. Erhört der Himmel Ihre Bitten, ſo führt er mich deſſen würdig zurück, was Sie für mein Glück thun zu müſſen geglaubt haben, worüber mein Herz ſeufzt, ohne daß es wagt, darüber zu murren. Erhört der Himmel meine Wünſche .... Ach! theure Mutter, fahren Sie fort, Ihren Sohn zu bedauern."

Dieſer Brief ſchlug mich völlig zu Boden. Ich las ihn zwanzigmal wieder durch, ohne mich von der Wahrheit ſeines Inhalts überzeugen zu können. Mein Sohn auf der Flucht, mein Sohn, ſich von mir entfernend, der ſchwärzeſten Verzweiflung überlaſſen; welch ein ſchrecklicher Gedanke für eine Mutter, die nichts als Erkenntlichkeit erwarten zu müſſen glaubte! Und doch, der Himmel weiß es! war es mein erſtes Gefühl, daß ich mir allzu viel Strenge vorwarf; und hätt' es in meiner Gewalt geſtanden, wäre mein Adolph zugegen geweſen, ſo hätten Vorurtheile, Ehrgeiz und ſelbſt mei-

ne Grundſätze dem Wunſche nachſtehen müſſen, ihn bei mir zu behalten. Unbeſonnene Jugend! wie theuer läſſeſt du uns die Freuden erkaufen, deren erſten Keim die Natur in unſer Herz gepflanzt hat! Und welch eine Herrſchaft haſt du nicht über uns, da wir oft lieber an unſrer Vernunft und Klugheit zweifeln, als uns dem grauſamen Schmerze überlaſſen möchten, deinen Undank zu glauben!

Und ſo hatte denn dieſer unbeſonnene junge Menſch bloß ſeine Leidenſchaft in Rechnung gebracht, und ſeinen Adel nicht geachtet, ſo bald er ein Hinderniß an der Erfüllung ſeiner Wünſche ward! Sie wurde die Leiterin ſeines Verhaltens, ſo bald ſie ſeine Abſichten begünſtigte; in beiden Fällen opferte er Alles der Liebe auf. Mein Oheim wurde von dieſer fürchterlichen Nachricht tief gerührt, und durch den Eindruck ſehr beunruhiget, den ſie auf mich machte. Aber er verweilte ſich nicht bei unnützen Troſtgründen, ſondern beruhigte mich durch den Vorſchlag, daß er ſogleich nach Em-

pfange des erſten Briefes von meinem Sohne abreiſen wollte. Wenn er ihn nicht zur Rückkehr bereden könnte, ſo war ſein Vorſatz, ihn nicht zu verlaſſen, ihn zu begleiten und dieſe Gelegenheit zu benutzen, ihn eine Reiſe thun zu laſſen, welche ſeine Erziehung und Ausbildung vollenden ſollte. Dieſer Entſchluß, welcher der väterlichen Zärtlichkeit des guten Alten ſo würdig war, gab mir den letzten Beweis ſeiner Zuneigung und Freundſchaft. Er ſtarb in dem Augenblicke, da er ihn ausführen wollte.

Ich blieb alſo mir ſelbſt allein überlaſſen, mitten in einer Revolution, von der ich nur in ſo fern reden werde, als ſie mich ſelbſt betraf. Ich erhielt einige Briefe von Adolph, der immer ſeine Rückkehr verzögerte, zu der er mir unaufhörlich Hoffnung gab. In dem letzten Briefe meldete er mir ſein Vorhaben, nach St. Domingo zu reiſen, um dort ſeinen Oheim zu beſuchen, und hernach zu mir zurück zu kommen, um mich nie wieder zu verlaſſen. Ehe

er aber ſein Verſprechen erfüllen konnte, hatte ich das Unglück zu ſehen, daß die Geſetze eine ewige Scheidewand zwiſchen mir und meinem Sohne zogen. Leider! war das nur der Anfang einer Kette von Unglücksfällen, die mit ſchrecklicher Eile auf mich einſtürzen ſollten.

Ich erfuhr bald hernach das Mißgeſchick von St. Domingo, verlor mein ganzes Vermögen, und mußte dabei für das Leben meines Sohns und eines mir in ſo vieler Hinſicht äuſſerſt theuren Bruders zittern. Die Nachrichten, welche nach Frankreich kamen, meldeten mir lauter traurige Vorfälle. Das grauſame Gerücht erlaubte nicht, an den Drangſalen zu zweifeln, welche dieſe unglückliche Kolonie verwüſteten; aber man blieb doch über die genauen Umſtände davon in einer quälenden Ungewißheit. Ich flehte zum Himmel um Beiſtand für die Meinigen; jede Zwiſchenzeit eines Poſttages war für mich ein langes leidenvolles Jahr. Endlich erhielt ich aus Philadelphia einen Brief von meinem Sohne. Hier iſt er:

Adolph an die Frau von Sennetetre.

„Warum bin ich nicht bei Ihnen, meine theuerſte Mutter, um Ihre Tröſtungen zu erhalten, um Sie mit meinem Muthe zu unterſtützen! In dieſen ſchrecklichen Augenblicken fühl' ich es nur allzu ſehr, wie die Liebe mich irre führte, weil ich fern von meiner Mutter bin. Seyn Sie ſtark genug, um für einen Sohn zu leben, der jetzt nur noch um Ihrentwillen athmet, der gern mit ſeinem Leben das Glück erkaufen möchte, ſeine Thränen zu den Ihrigen miſchen zu können! Was hab' ich Ihnen zu erzählen! O Gott! werd' ich es können? Meine Hand zittert; mein Herz iſt innigſt beklommen. . . .

„Ohne Zweifel haben Sie ſchon von den traurigen Eräugniſſen auf St. Domingo gehört; vielleicht aber wiſſen Sie noch Nichts von dem, was unſre unglückliche Familie und unſre Beſitzungen betrifft. Ich habe nicht in jene Gegenden kommen können, wo der bürgerliche Krieg mit ſeiner gewöhnlichen Wuth

eine Thätigkeit verbindet, die ſo hitzig iſt, als der Himmelsſtrich. Hier in Philadelphia hab' ich erfahren, daß mein Oheim und ſeine Gemahlin .... Sie ſind mitten unter den Martern umgekommen, wovon ſchon der Gedanke die Einbildungskraft in Entſetzen bringt. Nein, nimmer, nimmermehr werd' ich Muth genug haben, jene ſchrecklichen Ermordungen wieder durchzudenken, vor denen die ganze Menſchlichkeit ſchaudert! Möchten die einzelnen Umſtände davon Ihnen auf ewig verborgen bleiben! ....

„Man zweifelt hier gar nicht daran, daß der Machiavelismus einer Regierung, deren Stolz der glückliche Zuſtand von St. Domingo demüthigte, die Verwüſtung dieſer Inſel von weitem her vorbereitet habe. Ihre Abſichten ſind nur allzu ſehr in Erfüllung gegangen; und jetzt, da alle Partheien einander Vorwürfe machen, jetzt macht der völlige Umſturz dieſer noch vor wenig Tagen ſo glänzenden Kolonie allen Partheien den bitterſten Vorwurf. ...

„Man darf ſich nicht mehr mit blendender Hoffnung täuſchen, liebſte Mutter. Unſre Gebäude ſind von Grund aus zerſtört, die Werkſtätten und Geräthe verbrannt, die Frucht hundertjähriger Arbeit, des Wohlſtandes und der Landwirthſchaft iſt dahin. Das Elend der nach Philadelphia geflüchteten Koloniſten müßte ihren tödtlichſten Feinden Jammer erregen. Sie ſind deſto mehr zu beklagen, weil der Uebergang vom Ueberfluß zum äußerſten Elende ſie ſo ſchnell, wie ein Donnerſtrahl, getroffen hat. Wenigſtens, liebſte Mutter, ſollen Sie doch nicht dieſen äußerſten Grad des Unglücks fühlen; alle Güter meines Vaters ſind die Ihrigen. Sie gehören Ihnen von Rechts wegen, weil Sie, ſo zu reden, ſie gekauft haben; ſie gehören Ihnen um ſo viel mehr noch, weil ſie die Güter Ihres Sohns ſind. Möchten Sie, beſte Mutter, ihrer doch recht lange genießen! Möchten wir doch, bald wieder mit einander vereint, unſer gemeinſchaftliches Unglück beweinen, und mit einander den Gram und die

vom menſchlichen Leben unzertrennlichen Lei-
denſchaften vergeſſen können!“ . . . .

Der arme Adolph ſah das Unglück nicht voraus, das bald hernach auch ſeine Mutter treffen ſollte. Alles wurde bei mir verſiegelt, und ich erfuhr, daß auch auf mein Hotel in Paris und auf die übrigen Beſitzungen meines verſtorbenen Mannes Beſchlag gelegt ſey. Kaum konnte ich noch etwas von meinen eignen Sachen, und die Erlaubniß zu einer Wohnung in dem Schloſſe, welches ich bewohnte, erhalten.

Meines Vermögens und alles vorigen Glanzes beraubt, lernte ich nun erſt die wahre Geſtalt der Menſchheit kennen, die bis zu dieſem Augenblicke meinen Augen ſo reizend gedünkt hatte. Leute, die mir ſonſt in allen Stücken zu gefallen ſuchten, thaten ſich nun nicht weiter Zwang an, als ſie von mir nichts mehr zu hoffen hatten, und bei Einigen war mir das ſpottende Mitleid noch empörender, als der Undank bei Andern. Die Landleute, die

ich mit Wohlthaten überhäuſt hatte, waren jetzt auf nichts Anders, als auf den Gewinn, bedacht, den ſie von dem mir Geraubten ziehen könnten. Sie fällten die Gehölze, ſie theilten ſich in die Ländereien, die ſeit mehrern hundert Jahren der Familie von Senneterre gehörten, und ſuchten ſich zu überreden, es ſey gemeines Gut.

Jetzt entſchuldige ich ſie; damals vermehrte ihr Undank meine Leiden, und ich entſchloß mich nach Paris zu gehen, um ein Schauſpiel aus den Augen zu verlieren, welches mein Herz durchbohrte. Es koſtete mir Mühe, mich von meinen Bedienten zu trennen, die mir größtentheils völlig ergeben waren; aber die Lage meiner Sachen verlangte dies Opfer, welches ich nur gar zu lange ſchon verzögert hatte. Nur Auguſtine, meine Kammerfrau, nahm ich mit mir, weil ſie durchaus mich begleiten wollte; und hätte ihr Mann uns zu Paris nicht in ſeiner Wohnung aufnehmen können, ſo wär

ich genöthigt geweſen, mich irgendwo einzu=miethen.

Seit dem Unglücke auf St. Domingo hatten ſich meine Verwandten der Erſparung wegen in die Provinz geflüchtet. Ein Theil von der Familie des Herrn von Senneterre war ausgewandert, der übrige hatte ſich auf ſeine Güter begeben. Ein Einziger von ſeinen leiblichen Vettern hatte ſeine Wohnung in Pa=ris behalten; aber er hatte ſich ganz von mir gewandt, weil ihm in dem letzten Willen mei=nes Mannes gar kein Recht auf die Vormund=ſchaft meines Sohns ertheilt war. Er hatte in der Revolution eine Parthei genommen, durch die er ſich anfänglich ſehr beliebt machte, die ihn aber am Ende zum Blutgerüſte führte. Ich will ihm indeß gern Gerechtigkeit wider=fahren laſſen; er hatte viel Ehrliebe, aber er war nicht Verräther gegen diejenigen, deren Parthei er genommen hatte. Außerdem konn=te ich in meiner Lage nicht daran denken, ihn aufzuſuchen. Einem glänzenden Leben ohne

Unabhängigkeit zog ich eine tiefe Verborgenheit vor, in der ich mich völlig frei mit meinem Sohn und mit meinem Schmerze beſchäftigen konnte.

Dieſer Wunſch wurde mir indeß gar bald vereitelt. Ich konnte und wollte mich dem Dekret nicht entziehen, welches befahl, die Verwandten der Ausgewanderten in Verhaft zu nehmen. Mein Daſeyn war nur noch die Folge einer religiöſen Selbſtverläugnung, und ich hatte nicht einmal den Troſt, Nachrichten von meinem Adolph zu erhalten. Ganz niedergebeugt von dem Gedanken an das Schickſal, das ihn bedrohte, hätt' ich meinen Henkern für den Streich gedankt, der mir das Leben genommen hätte. In dieſem ſchrecklichen Augenblicke, wo mir Alles, ſelbſt die Hoffnung, geraubt war, gehörte mehr Muth dazu, fortzuleben, als ſich zum Sterben zu entſchließen.

Ich brachte dreizehn Monate im Gefängniſſe zu, und beſonders das letzte halbe Jahr

ohne irgend einen Beiſtand, außer dem, wel-
chen die Furcht, uns vor Hunger ſterben zu ſe-
hen, unſern Gefangenwärtern abnöthigte. Die
größten Demüthigungen mußte ich mir gefallen
laſſen. Wir vergaßen unſer eignes Unglück bei
der Erzählung deſſen, was unſre Mitgefang-
nen betroffen hatte, und hatten nicht das Herz,
einander lieb zu gewinnen, um den Schmerz ei-
ner Trennung zu vermeiden. Und doch erfuh-
ren wir dieſen Schmerz, ohne der Reize der
Freundſchaft genoſſen zu haben. Bald zürnten
wir auf den Verzug des Todes; bald ſchau-
derte uns wider Willen vor dem Gedanken der
Vernichtung. Neuigkeiten von außen her er-
fuhren wir gar nicht, außer durch ein Tage-
blatt, das nichts enthielt, als ein langes Ver-
zeichniß der am Tage zuvor hingerichteten
Opfer, unter denen wir mit ſo viel Grauſen
als Begierde die Namen unſrer Verwandten,
unſrer Freunde und derer aufſuchten, die wir
noch am Tage zuvor in unſere Arme geſchloſſen
hatten .... Nein, die Seele kann das An-

den-

denken dieſes ſchrecklichen Zuſtandes nicht er- tragen. Und doch will ich es ſagen, will es bis zu meinem letzten Athemzuge wiederholen, weil die Wahrheit bekannt werden muß: in dieſen Gefängniſſen, wo wir wie Schlachtvieh neben einander gedrängt waren, wo man uns ärger als den größten Uebelthätern begegnete; würden unſre Tyrannen, wenn ſie ſich dort unter uns aufzuhalten das Herz gehabt hätten, ſelbſt es bewundert haben, wie leicht dort die Ausübung aller Tugenden wurde. Sie wären vor dem Leichtſinne zurückgeſchaudert, der ſie dahinriß, ſo viele Franzoſen zu erwürgen, die meiſtentheils die Zierden ihres Zeitalters waren, und deren Beiſpiele im menſchlichen Leben viel- leicht dies Zeitalter vor einem Sittenverderb- niſſe bewahrt hätten, welches die weiſeſten Geſetze ſchwerlich in ſeinem Strome werden aufhalten können.

Endlich hörten die Ermordungen auf, und die Gefängniſſe eröfneten ſich. Ich verdanke es

der Thätigkeit meiner Kammerfrau, der guten Auguſtine, die damals meine einzige Freundin war, daß auch an mich die Reihe kam. Sie brachte ſelbſt mir meinen Freiheitsbefehl, der mir nur eine augenblickliche Freude machte, um mich über den Umfang meines Elendes in ein deſto tieferes Nachſinnen zu ſtürzen. Ich hatte nichts mehr, nichts als einige Koſtbarkeiten, die ich bis zum Tode zu behalten entſchloſſen war, die Bildniſſe meines Sohns und meines Gemahls. Ich wollte der guten Frau nicht länger läſtig ſeyn, da ſie durch die unglücklichen Zeitumſtände ſelbſt war genöthigt worden, einen neuen Dienſt zu ſuchen. Sie that zwar Alles, um mir die Größe ihrer Aufopferungen geheim zu halten; aber mein Herz errieth ſie; und die Dankbarkeit verminderte das ſchmerzhafte Gefühl nicht, von ihren Entäußerungen zu leben. Ich wußte Alles, was eine Frau wiſſen kann, außer, von ihrer Hände Arbeit zu leben! Auch hatte der Gram meine Geſundheit dergeſtalt untergraben, daß mir eine

anhaltende Beſchäftigung durchaus unmöglich war.

Mir blieb alſo nur noch die Eine Hülfe übrig, ſelbſt in Dienſt zu gehen. Als ich zum erſtenmal hierauf dachte, vergoſſen meine Augen blutige Thränen. Der edle Stolz, der ſo oft vor Fehltritten bewahrt, den man mäßigen, aber nie völlig erſticken muß, empörte ſich in mir mit einer unbeſchreiblichen Gewalt. Ich, die ich in ſo ausnehmend reichen Glücksumſtänden geboren, von Jugend auf mit Sclaven, und allezeit mit von mir begünſtigten Perſonen umringt geweſen war; ich, die jetzt nichts mehr hatte, als einen durch Heldenzüge ſo ſehr verherrlichten Namen .... ich ſollte dienen! — O Gott, du ſtandeſt mir da noch bei; und der Stolz demüthigte ſich vor deinen Geboten der Pflicht!

Durch längeres Nachdenken machte ich mich allmählig mit dieſem Gedanken vertrauter. Endlich gewöhnte ich mich dergeſtalt daran, daß ich darüber mit Auguſtinen reden konn=

te, ohne ihr einen mehr bekämpften als völlig erſtickten Widerwillen zu entdecken. Sie wollte ſich dawider ſetzen; ich war aber unerbittlich, und bat ſie, alles Mögliche zu thun, um mir ſolch eine Stelle zu verſchaffen, wie ich ſie mir wünſchte, nämlich die Sorge für die Erziehung einiger jungen Perſonen, die einzige Beſchäftigung, für die ich wirkliche Geſchicklichkeiten beſaß. Ich brauchte ihr nicht erſt zu ſagen, daß ſie mich unter fremdem Namen und bloß als eine Unglückliche empfehlen möchte, die Alles in der Revolution verlohren hätte.

Einige Wochen darauf kam Auguſtine mit ſchwerem Herzen und mit Augen voller Thränen zu mir, um mir zu ſagen, ſie habe meinen Befehl ausgerichtet. Sie gab mir einen Brief an eine ſchöne junge Dame, die eine Perſon von Kenntniſſen und von achtungswerthen Sitten bei ſich zu haben wünſchte, und ihr mit der größten Achtung zu begegnen verſprach. Ich nahm den Brief, und konnte Auguſtinen nicht anders als mit einem Händedruck

dafür danken. Bei dieſer ſo merkwürdigen Epoche meines Lebens werde ich mich etwa länger verweilen.

Ich hielt den Brief, der mir zur Empfehlung dienen ſollte, in der Hand; ich hatte die Augen auf deſſen Aufſchrift geheftet, und doch ſah ich ſie nicht. Ganz verſenkt in die Menge von Gedanken, die ſich mir aufdrangen, dachte ich gar nicht mehr. Ein Donnerſtrahl, glaub' ich, hätte vor meinen Füßen niederfahren können, und ich hätte mich nicht geregt. Unvermerkt fieng es an in meinem Geiſte heller zu werden, und ich fragte: Was ſoll ich ſagen? Ich fand keine Antwort auf dieſe Frage. Endlich betrachtete ich den Namen der Perſon, bei der ich in Dienſt gehen ſollte. Sie hieß Deprevall; und ich dachte ganz mechaniſch über dieſen Namen nach, als ob er mir etwas Näheres von der Zukunft hätte entdecken können, vor der mir bange war. Aeußerſt angegriffen von dieſer Betäubung, legte ich mich zu Bette, und ſchlief keine Minute. Eine Dame, die am

Hofe vorgeſtellt werden ſoll, könnte nicht mehr mit ihrer Toilette beſchäftigt ſeyn, als ich mit der meinigen war. Ich fürchtete, Mitleid einzuflößen; und noch mehr fürchtete ich, eine gewiſſe Würde in meinem ganzen Weſen nicht genug herabſtimmen zu können, die mir von Natur, und durch die Gewohnheit zu befehlen, nun einmal eigen war. Vornehmlich war mir bange, daß ich nicht gelaſſen genug die Fragen würde aushalten können, auf die ich mich gefaßt machen mußte. Es war ſchon Tag, als ich noch nichts recht beſchloſſen hatte. Ich hätte gewünſcht, den widrigen Augenblick ganz entfernen zu können; und doch fürchtete ich, wenn ich ihn verſchöbe, die Gelegenheit zu verlieren, wo ich aufhören könnte, der armen Auguſtine zur Laſt zu ſeyn. Wer nicht ſchon von ſeiner Geburt an Glanz und Ueberfluß gekannt hat, wird ſich ſchwerlich davon einen Begriff machen können, was Demüthigung koſtet. Es braucht nur Einen Tag, um allen den Genuß ſehr theuer zu bezahlen, der doch keine wahre

Freuden gewährt, weil er von jeher die Monotonie der Gewohnheit mit ſich geführt hat. Man weiß dieſen Vorzug nicht eher zu ſchätzen, als bis man ihn verlohren hat.

Um zehn Uhr war ich fertig, und noch immer zweifelhaft. Der Gedanke, zu früh zu kommen, im Vorzimmer warten zu müſſen, mich vielleicht gar zur Probe eine Zeitlang als Kameradin einer meiner alten Livreebedientinnen halten zu laſſen; der noch ſchrecklichere Gedanke, fortgeſchickt zu werden, nachdem ich ein zudringliches Verhör ausgeſtanden hätte, verfolgte mich wider meinen Willen. Endlich nehm' ich allen meinen Muth zuſammen, laufe eilig die Treppe hinunter, dann mit ſchnellen Schritten durch die Gaſſen, zitternd, daß man auf meinem Geſichte leſen möchte, was im Innerſten meines Herzens vorgieng. Ich war ſchwarz gekleidet, und wagte es nicht, irgend Jemanden ins Geſicht zu ſehen, obgleich ein ziemlich dichter Schleier mich unkenntlich machte. Ich

komme in das Haus meiner künftigen Herrſchaft; ich frage nach ihr, und fürchte, ſie ſey ausgegangen; man antwortet mir, ſie ſey zu Hauſe, und das iſt mir wieder gar nicht recht. Ich ſteige die Treppe mit bebenden Knien hinauf; ich wende mich an den erſten Bedienten, der mir begegnet, und bitte ihn, mich bei ſeiner Herrſchaft zu melden. Er ſagt mir, ich ſolle nur warten, bis er eine von den Kammerjungfern der gnädigen Frau gerufen habe. Ich ſetze mich nieder, und warte. Es vergeht eine halbe Stunde, während welcher eine Menge von Leuten, die Alle zu dem gnädigen Herrn hin und wieder gehen, mir es unmöglich machen, an etwas anders zu denken, als an die Furcht, erkannt zu werden. Es kommt ein Kammermädchen, und fragt mich, wer ich ſey, und was ich bei ihrer Herrſchaft anzubringen habe? — Ich wünſche ſie zu ſprechen. — In weſſen Angelegenheiten? — In meinen eigenen. — Und Ihr Name? — Den kann ich nur ihr ſelbſt ſagen. — Die gnädige Frau

iſt ſehr ſpät nach Hauſe gekommen; ſie hat noch nicht geklingelt. — Ich will warten.

Gleich in dem Augenblicke klingelte die gnädige Frau, und alsbald ſagte man mir, ich möchte hinein kommen. Ich folgte dem Kammermädchen mehrere Zimmer hindurch, deren Einrichtung, Geſchmack und Reichthum mich in Erſtaunen ſetzten, mich, die ich alles deſſen genoſſen hatte, was man ehedem bewunderte. Wir kamen in ein Schlafzimmer, wo es nur halb helle war; die gnädige Frau war noch im Bette. Zitternd überreichte ich ihr meinen Brief; ſie nöthigt mich zum Sitzen, bittet mich um Entſchuldigung, daß ſie ſich in meiner Gegenwart muß anziehen laſſen, und ſetzt hinzu, ſie habe mich doch lieber ſogleich wollen herein rufen, als mich in einem andern Zimmer warten laſſen, wodurch beſtändig Leute gingen. Ihr leutſeliger, liebreicher Ton gab mir etwas mehr Muth; indeß wagte ich es doch nicht, die Augen gegen ſie aufzuſchlagen. Alles, was ich bemerken konnte, indeß man

ihr einen mit Spitzen beſetzten Morgen-Anzug reichte, war nur, daß ſie einen herrlichen und ſehr angenehmen Wuchs hatte. Endlich iſt die Toilette zu Ende, und ſie befiehlt ihrem Kammermädchen, die Vorhänge aufzuziehen und uns allein zu laſſen. Indem ſie das Siegel des Briefes erbricht und ihn durchläuft, ſchlage ich die Augen nieder und werfe meinen Schleier zurück. In dem Augenblicke hör' ich einen lauten Schrei; die Dame fällt mir zu Füßen, und ruft einmal über das andre: „Frau von Senneterre! o Himmel! Frau von Senneterre!“ Ich ſehe ſie an; es iſt Suschen.

Sie war ganz ohne Bewußtſeyn. Ich bringe ſie auf ihr Bette; ich klingle; man läuft herbei, man ſchafft ihr reichliche Hülfe, deren ich beinahe eben ſo ſehr bedurfte, als ſie; denn ich war in einen Armſtuhl geſunken, und konnte weder ſprechen noch irgend etwas beginnen. Ihr Gemahl, die Leute, die bei ihm waren, Alles, was zum Hauſe gehörte, war herbeigelaufen und erwartete voller Unruhe, daß ſie

wieder zu ſich ſelbſt kommen ſollte. Bald hernach öffnet ſie die Augen und ſucht mich. Vor dem Gedränge konnte ſie mich nicht ſehen. Sie fragt nach mir, und ich komme.

„O! gnädige Frau! meine Wohlthäterin!“ ruft ſie. Ich lege ihr die Hand auf den Mund, und bitte ſie, nichts weiter zu ſagen.

„Unmöglich, unmöglich, gnädige Frau! — Wie könnt' ich meine Freude verbergen? Warum ſollt' ich vor meiner Dankbarkeit erröthen? Und warum ſollten Sie Ihres Unglücks ſich ſchämen, Sie, deren ganzes Leben eine beſtändige Reihe von Tugenden und Wohlthaten war? Und Sie, mein Lieber, ſagte ſie zu ihrem Manne, Sie kennen ſie alſo nicht? Sie hat ſich ſo verändert! Sie kennen die Frau von Senneterre nicht?“

Ihr Mann näherte ſich mir mit eben ſo viel Verlegenheit als Ungeduld, und machte mir ein Kompliment, welches mir eine Wahrheit bewies, die man ſo leicht alle Tage beſtätigt finden kann, daß beim weiblichen Geſchlech-

te Empfindſamkeit und Geſchmack die Mängel der Erziehung erſetzen, da hingegen eine Mannsperſon, die das Unglück einer verſäumten Erziehung gehabt hat, niemals ſchlimmer daran iſt, als in einer Lage, wo alle Blicke auf ſie gerichtet ſind.

Suschen bat, man möchte uns allein laſſen, ſagte ihrem Manne mit liebreichem Tone, ſie werde nicht in der Stadt ſpeiſen, bat ihn, ſie mit ihrem Befinden zu entſchuldigen, und ſo bald wir unter vier Augen waren, ſagte ſie mir tauſend verbindliche Dinge in einem ſo liebenswürdigen und ehrerbietigen Tone, daß ſie meiner Seele alle die Regungen der ihrigen einflößte.

„Sie werden mich nicht verlaſſen? nicht wahr, gnädige Frau? Sie ſollen hier Ihre eignen Zimmer haben; man ſoll Sie bedienen, als wären Sie meine Mutter. Und ſind Sie es nicht wirklich geweſen? Im ganzen Hauſe ſollen Sie zu befehlen haben; ich ſelbſt will nicht anders zu Ihnen kommen, als wenn

Sie's erlauben. Was iſt aus Auguſtinen geworden? Hat ſie Sie auch verlaſſen?"

„Nein, gnädige Frau," erwiederte ich in einem etwas verlegnen Tone. — Gnädige Frau! ſagte ſie mit etwas Verdruß. Wenn ich für Sie nicht mehr Suschen bin, ſo bin ich es für Niemand auf der Welt mehr. Sehen Sie, ſehen Sie hier den Ring, den Sie mir nie wegzugeben befohlen haben; hier iſt er. Beſtändig an meinem Finger erinnerte er mich... Hier hielt ſie inne, und erröthete. „Gnädige Frau, ſetzte ſie mit Thränen in den Augen hinzu, nennen Sie mich Suschen; das wird meinem Herzen ſo wohl thun!"

„Nun wohl, Suschen, meine liebſte Tochter, ſagte ich zu ihr und umarmte ſie, Auguſtine hat mich nicht verlaſſen; aber ſie iſt nicht glücklich. Was ſie ſich durch Sparen erübrigt hat, war ganz vortheilhaft angelegt, iſt ihr aber in Papiergelde zurückgezahlt worden. Sie ſah ſich genöthigt wieder in Dienſt zu gehen,

und darum wollt' ich ihr nicht länger zur Laſt ſeyn.“

„Wir müſſen ſie wieder zu uns nehmen, gnädige Frau; nur Auguſtine und ich können für Sie alle die Sorgfalt haben, die Ihnen gebührt. Daß ich doch Ihr Unglück gewußt hätte! Aber ich beſorgte theils meine Wohlthäterin durch meinen Reichthum zu demüthigen, und theils auch, daß Sie Verdacht ſchöpfen möchten, Ihr Herr Sohn. . . . Er muß wohl auch in bedaurenswerthen Umſtänden ſeyn, Ihr Herr Sohn, gnädige Frau?“

Dieſe Frage brachte mich zu Thränen; und nun glaubte auch ſie die ihrigen nicht länger verbergen zu dürfen. Als wir uns wieder etwas gefaßt hatten, nahm ich das Wort.

„Beſte Freundin, ich that bloß meine Pflicht, als ich mich Ihrer in Ihrer Kindheit annahm; und was ich in der Folge für Sie that, war nur eine Schuld, die ich Ihrem edelmüthigen Betragen entrichtete. Ihre Erkenntlichkeit rührt mich; und ich müßte mich

vor mir ſelbſt ſchämen, wenn ich das Mindeſte dawider hätte, davon Gebrauch zu machen; aber, liebes Suschen, die Beweiſe dieſer Erkenntlichkeit müſſen wir etwas einſchränken. Ich habe mich nun ſchon in mein Schickſal gefunden, und brauche vielmehr Ruhe, als äußre Pracht und Aufwand. Bedenken Sie außerdem, daß Sie von Ihrem Manne abhängen; und ſo anſehnlich auch Ihr Vermögen ſeyn mag, ſo gehört es ihm doch mehr als Ihnen. Wir wollen Auguſtinen"....

.. „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in die Rede falle, gnädige Frau; aber Sie kennen weder meine Lage, noch mein Herz. Herr Chenu oder Depreval, wie Sie ihn immer nennen wollen, hat keinen andern Willen als den meinigen, hat nie einen andern Wunſch gehabt, als mich glücklich zu machen. Seit meiner Verheirathung iſt der erſte wirklich glückliche Augenblick für mich dieſer, wo ich die Möglichkeit ſehe, meiner Wohlthäterin nützlich zu ſeyn. Je mehr ich für Sie thun, je mehr

ich ſehen werde, daß meine Bemühungen Ihnen angenehm ſind, deſto näher komme ich der Glückſeligkeit, die ich nur immer hoffen darf. So bald mein Mann die Freude über mein ganzes Weſen verbreitet ſieht, wird er mit allem, was ich thue, zufrieden ſeyn; und ob in Auguſtinen Eine Perſon mehr oder weniger im Hauſe iſt, würde ihm gar nicht einmal auffallen, wenn ich nicht den feſten Vorſatz hätte, ſie ihm recht ſehr bemerklich zu machen, damit er ſie für ihr Verhalten gegen Sie belohne. Aber auch den unſchätzbaren Vorzug beiſeite geſetzt, daß mein Herz Gelegenheit findet, ſo viel möglich, die Ungerechtigkeit des Schickſals gegen Sie wieder gut zu machen, ſo werden Sie, gnädige Frau, wenn Sie meine Geſchichte hören, mir zugeben müſſen, daß die Erkenntlichkeit immer an meiner Seite, und die Wohlthätigkeit an der Ihrigen ſeyn werde. Wir werden ſchon Zeit haben, von mir zu reden; jetzt müſſen wir auf Sie, auf Sie allein bedacht ſeyn."

Kaum

Kaum hatte ſie mich in dem mir beſtimm=ten Zimmer eingerichtet, ſo ſchrieb ſie an Au=guſtinen; und noch den nämlichen Abend hatte ich ſie ſchon bei mir. Suschens Geſchäftigkeit ſchien ihr neues Leben zu geben, um allen mei=nen Wünſchen entgegen zu kommen; und ich konnte von dem, was ſie für mich that, nichts ablehnen, ohne ſie zu kränken. Aber den Tag darauf ſah ich ſie nur einen Augenblick, und eben ſo den folgenden Tag. Ob ich gleich täg=lich bei meinem Ankleiden mehr reiche Stoffe und Putz fand, als ich in meiner Lage brauch=te, um das zu erſetzen, was Zeit und Unglücks=fälle mir geraubt hatten, ſo war ich doch ver=legen über ihr Betragen, und gedemüthigt durch ihre Wohlthaten. Ich wußte nicht, wie ich die Beweiſe ihrer gefühlvollen Theilnahme mit einem ſo befremdenden Wegbleiben vereinigen ſollte. Suschen, von mir erzogen, Suschen, ſo, wie ich ſie mir immer gedacht hatte, bis der Zufall mich zu ihr führte, war eine Freun=din, der ich ohne Beſchämung Alles verdanken

konnte; aber die Frau von Depreval, allen Zerſtreuungen überlaſſen, hatte weder das Recht noch die Gewalt über mich, daß ich etwas von ihr annehmen konnte. Ich zitterte vor dem Gedanken, daß der Ueberfluß ſie ganz möchte verderbt haben; und da ich von nun an ganz ohne Geſchäfte und ohne Bedeutung war, wurde mirs unmöglich, in ihrem Hauſe zu bleiben, und von einer jungen, ſchönen, reichen, und den Ergötzungen völlig ergebenen Frau abhängig zu ſeyn. Das Elend läßt ſich leichter ertragen, als die Beſchämung. Es koſtete jedoch meinem Herzen nicht wenig, ſie ſo ſtrenge zu beurtheilen; ich erwartete mit Ungeduld den Augenblick, mich mit ihr zu erklären, und behauptete dabei alles, was ich meinen Grundſätzen und der Schonung ſchuldig war, die meine untergeordnete Lage und die Unabhängigkeit der Frau von Depreval foderte.

Am dritten Tage ließ ſie ſich bei mir melden, um mit mir zu frühſtücken. Beim Hereintreten begrüßte ſie mich aufs zärtlichſte.

„Ich weiß nicht, ſagte ſie zu mir, was Sie von mir mögen gedacht haben; aber ich hatte mich zu Beſuchen und Geſellſchaften anheiſchig gemacht, von denen ich nicht loskommen konnte, ohne meinen Mann zu kränken; und ich wollte erſt völlig frei ſeyn, um Ihnen mein ganzes Herz zu eröfnen. Ich bin nicht glücklich; ich liebe das einſame Leben, und ich bin genöthigt, immer in Geſellſchaften zu ſeyn; ich liebe das Einfache, und Pracht und Verſchwendung umgeben mich überall. Hören Sie mich an, gnädige Frau, ehe Sie über mich urtheilen. Suschen bedarf Ihres guten Raths; und wie werden Sie ihr den ertheilen können, wenn Sie mit ihrer Lage nicht völlig bekannt ſind? Die Geſchichte meines Lebens iſt, ſo zu ſagen, nichts Anders, als das Gemälde der heutigen Sitten; ich fürchte ſehr, daß ſie für Sie kein ſonderliches Intereſſe haben wird."

Ihre Freimüthigkeit erweckte in mir die gute Meinung wieder, die ich von ihr gefaßt hatte. Ich verſicherte ſie, daß ich ſehr geneigt

wäre, ſie mit aller Nachſicht anzuhören; und da ſie in eine Welt verſchlagen ſey, die für mich in der That ſehr neu zu ſeyn ſchiene, ſo würd' ich ihr es Dank wiſſen, wenn ſie mir davon eine recht umſtändliche Schilderung machen wollte. Wir ſetzten uns einander näher, und ſie fieng ihre Erzählung an:

„Umſonſt möcht' ich es Ihnen verbergen, es vor mir ſelbſt verhehlen: ich liebte Ihren Sohn dergeſtalt, daß die Aufopferung meines Lebens, um ihm Einen leidenvollen Augenblick zu erſparen, mir keinen einzigen Seufzer würde gekoſtet haben. Ich verdank' es Ihrer Sorgfalt und dem Beiſpiele, welches Sie Ihrem Hauſe gaben, daß mir die Tugend eben ſo theuer als meine Liebe war. Ich konnte leiden, aber nicht meinen Pflichten untreu werden. Sie habe geſehen, wie ich mich in mein Schickſal zu finden wußte; und das that ich auch nach meiner Verheirathung. War mirs auch unmöglich, meinen Erinnerungen auszu-

weichen, ſo waren ſie doch in dem Innerſten meiner Seele verſchloſſen."

„Herr Chenu fühlte eigentlich keine Liebe gegen mich; ich glaube, dies Gefühl wird ihm wohl auf immer fremd bleiben: aber er ſah mich mit Hochachtung als ein ihm überlegenes Weſen an. Die Ordnung, in welche ich ſeine Angelegenheiten brachte, der gute Rath, den ich ihm ertheilen konnte, wenn ich ihm ſeine Rechnungen aufnahm, gab mir bei ihm das gröſste Anſehen. Kein Menſch iſt ohne Leidenſchaft; die ſeinigen ſind auf Erwerb gerichtet; und ſeit ſeiner Heirath gieng ihm alles nach Wunſch. Auch fand er das nicht außerordentlich, was Jeder Andre an einer Frau meines Standes gemißbilligt hätte. Alle meine müßigen Augenblicke brachte ich mit Bücherleſen zu; und wenn Herr Chenu in mich drang, daß ich ihm ſagen möchte, was er mir aus dieſer oder jener Stadt, wohin er ſeines Handels wegen reiſte, mitbringen ſollte, ſo bat ich ihn immer nur um Bücher. Da er ſelbſt nie in ſeinem Leben ein Buch

aufgeſchlagen hatte, um ſein Vermögen beträchtlich zu machen, ſo bildete er ſich ein, je mehr ich läſe, deſto geſchickter ſey ich, ſeine Angelegenheiten zu beſorgen. Ich unterhielt ihn in dieſem Irrthume, der ihn gegen meinen Geſchmack ſo nachgiebig machte. Von meiner zarten Jugend an hab' ich eine unbezwingliche Wißbegierde gehabt; und Ihrem Sohne hatte ich die erſten Bücher zu danken, die ich in die Hände bekam. Noch jetzt kann ich verſichern, gnädige Frau, daß darunter kein einziges war, welches Sie mir würden verboten haben. Freilich waren es Romane; aber ſolche, worin Sittlichkeit und geſunder Verſtand herrſchten."

„Je mehr Herrn Chenu's Handel ſich ausbreitete, deſto nothwendiger wurd' ich ihm. Er verließ die Pachtung, die wir ſehr in Aufnahme gebracht hatten, und kaufte nahe an der Vorſtadt des nächſten Orts ein geräumiges Haus, das aus mehrern Gebäuden beſtand, und doch kaum groß genug war, das viele Vieh zu faſſen, welches er ankaufte, und im-

mer zahlreicher wurde. Er begrif nicht, wie ich ſo genaue Rechnungen über alle ſeine Angelegenheiten halten konnte, daß ſich kein einziger Fehler in dieſelben einſchlich. Er verehrte in mir das Werkzeug ſeines Glücks, und verlangte nun zum erſtenmal, daß ich mich als eine Dame kleiden und bedienen laſſen ſollte; dies waren ſeine eignen Ausdrücke. Und nun fieng er an, mancherlei häusliche Einrichtungen auf höhern Fuß zu machen; er ließ ſich in Handelsgenoſſenſchaften ein, nahm Komtoirbediente an, und ließ ſie doch noch immer eben ſo mit mir gemeinſchaftlich arbeiten, wie er ehedem ſelbſt zu thun pflegte. Sein Reichthum wurde ſo groß, daß er ihn nicht mehr überſehen konnte. Immer noch einfach und arbeitſam, kannte er keine Verſchwendung, und glaubte, man könne nicht glücklicher ſeyn, als er war. Warum hat er nicht immer ſo gedacht!“

„Neue Unternehmungen brachten ihn nach Paris. Hier herrſchten lauter Vergnügungen. Er verlangte, ich ſollte mitkommen, weil er

hoffte, die Reiſe würde mir angenehm ſeyn, und weil er ſich überzeugt hielt, dort nichts Vortheilhaftes unternehmen zu können, wenn er mich nicht zur Hand haben und zu Rathe ziehen könnte. Wir mietheten dort eine ganz bequeme und anſtändige Wohnung. Den Tag darauf ſagte mir Herr Chenu, wir würden bei einem von ſeinen Handelsgenoſſen ſpeiſen, und redete mir zum erſtenmale von der Nothwendigkeit vor, eine große Toilette zu machen. Er hörte nicht auf, mich von dem ſchönen Hauſe ſeines Freundes, von deſſen Bedienten und Equipagen zu unterhalten, kam dann wieder auf meinen Anzug, und bat mich vor allen Dingen, nichts zu ſparen."

„Gewohnt, ihm in allen Stücken zu willfahren, und ohne alle richtige Vorſtellung von Paris und von der Geſellſchaft, in die ich kommen würde, legte ich meinen beſten Anzug an, und glaubte vornehmlich, daß ich meinen Putz am meiſten dadurch heben und verſchönern würde, wenn ich allen den goldnen Schmuck

anlegte, den mir Herr Chenu von ſeinen verſchiedenen Reiſen mitgebracht hatte. Man kann ſagen, daß er das Gold nach dem Gewichte kaufte. Um vier Uhr fuhren wir von unſrer Wohnung ab; es war zu Anfange des Winters. Eine Miethkutſche erwartete uns vor unſrer Hausthür. Unterwegs wirft ſie um und zerbricht; zum Glück nahmen wir keinen Schaden; aber der Schrecken hatte mich dergeſtalt überwältigt, daß wir genöthigt waren, in das Haus einer Kaufmannsfrau einzutreten, die ſo gefällig war, mir allen erforderlichen Beiſtand zu leiſten und einen andern Wagen kommen zu laſſen. Herr Chenu war mehr um meinen Anzug, als um meine Geſundheit, bekümmert. Er ſprach ſo viel davon, daß die gute Frau ihm einen Gefallen zu thun glaubte, wenn ſie das wieder in Ordnung brächte, was durch den Fall in Unordnung gerathen war; und dieſe Gefälligkeit machte ihm auch wirklich ſo viel Vergnügen, daß er verſprach, ihr recht viel abzukaufen, wenn er ſein eignes

Haus einrichten würde. Dieſe Worte fielen mir auf. Endlich kommt der Wagen an; wir ſetzen uns hinein, und um ein Viertel nach fünf Uhr kommen wir auf die Chauſſée von Autin, wo der Handelsgenoſſe meines Mannes wohnte.“

„Die Wagenthür geht auf; unſre Miethkutſche ſteht an einer mit Bäumen beſetzten kleinen Allee, die von beiden Seiten mit Fakkeln erleuchtet war, welche von Statuen aus Bronze in der Hand gehalten wurden. Er hielt in einem prächtigen Vorhofe an, wo ich bei großen Scheinlampen, in gleicher Entfernung von einander angebracht, acht oder zehn ſtattliche Equipagen ſah, deren mit Mühe in Zügel gehaltene Pferde mit Ungeduld das Pflaſter ſtampften, und ſich in ihrem ſehr reichen und glänzenden Geſchirr empor bäumten. Ich weiß nicht, wie mir dabei ward; aber als ich aus dem Wagen ſtieg, zitterten meine Kniee dergeſtalt, daß ich mich kaum zu halten vermochte. Wir kamen auf eine mit Marmorſäulen verzierte Flur, und als wir durch mehrere

große Zimmer gegangen waren, die meine von Betäubung umwölkten Augen kaum unterſcheiden konnten, kamen wir an eine verſchloſſene Thür. Ein Bedienter reißt die Flügel derſelben von einander, und ruft: „Herr und Frau von Chenu;“ und, ohne zu wiſſen wie, befand ich mich in einem zahlreichen Zirkel, wo ich zugleich von lautem Lachen, Bücklingen und Verneigungen empfangen wurde.“

„Alle Anweſende waren aufgeſtanden; das Blut ſtieg mir in den Kopf, und ich glaubte zehnmal in Einer Minute, daß ich in dem Augenblicke alle Beſinnung verlieren würde. Endlich gab die Frau vom Hauſe ſich alle Mühe, eine ernſthafte Miene anzunehmen, welches ich an der Verzerrung ihres Mundes deutlich genug bemerkte. Sie kam zu mir, umarmte mich, und bat mich, neben ihr Platz zu nehmen. Ihrer ſpöttiſchen Miene ungeachtet, hätte ich ſie doch dafür umarmen mögen, daß ſie mir aus einer Lage heraushalf, worin ich

ohne ihre Hülfe vielleicht noch jetzt mich befinden würde.“

„Kaum hatt' ich mich niedergeſetzt, als die jungen Leute anfiengen, ſich hinter mir umher zu ſtellen, und die Worte: das iſt herrlich, unvergleichlich, unbezahlbar! unterbrachen allein die Stille oder das Gelächter, die miteinander abwechſelten. Die Geldfreunde, unter denen auch Herr Chenu war, hatten ſich in einen Winkel des Saals zuſammen gezogen, wo ſie ohne Zweifel von Handels-Angelegenheiten ſprachen. Acht Damen, mich mitgerechnet, ſaßen um das Kamin herum. Ich wagte es nicht, ihnen ins Geſicht zu ſehen; aber umſonſt wandte ich die Augen abwärts; von allen Seiten her zeigten mir die großen Spiegel die auf mich gehefteten Blicke, und die Grimaſſen, die Augenwinke, welche dieſen Damen und jungen Herren zu Dollmetſchern dienten. Ich fühlte nur allzu ſehr, daß ich lächerlich ſey, um nicht davon gedemüthigt zu werden, daß man mich es fühlen ließ. Und in der That, wenn ich

meinen Anzug, über den Herr Chenu ſo ſehr in Entzücken gerathen war, die Koſtbarkeiten, womit ich überladen war, das unbehülfliche Kopfzeug, das mich ganz in ſich begrub, und das ich ſorgfältig aus meiner Provinz mitgebracht hatte, wenn ich dies alles mit den leichten und reich geſtickten Kleidern dieſer Damen verglich, mit den Diamanten, die ganz allein ihre völlig unbekleidete Bruſt bedeckten, und ihre bis zu den Schultern entblößten Arme ſchmückten, mit ihrem künſtlich gelockten Haar, deſſen Farbe mir jedoch ganz ſonderbar dünkte, weil es ſchwarz bei blonden, oder blond bei ſchwarzen Augbraunen, war; ſo fand ich ſie freilich eben nicht ſchön; aber ein geheimes Gefühl ſagte mir doch, daß jede von dieſen Damen in einem Geſellſchaftszirkel meiner Provinz ſich eben ſo ſeltſam würde ausgenommen haben, als ich es in dieſem Modezirkel that; und es brauchte nichts als dieſe Bemerkung, um mich in den peinlichſten Zuſtand von der Welt zu ſetzen. Ich berufe mich hier auf jedes

weibliche Herz, um zu ſagen, wie mir hierbei zu Muthe ſeyn mußte; aber ich war noch nicht am Ende."

„Ohne Zweifel gehn Madame dieſen Abend in das Konzert im Theater Feydeau?" ſagte mir mit ſchnarrender Stimme ein Frauenzimmer, dem ich bei dieſer Frage ins Geſicht ſah. Ihr freier Buſen, ihre ſtarken rothen Arme, ihr griechiſcher Anzug und ihre ganze leuchtende Figur erinnerten mich wider Willen an eine Bacchantin, die man in der Bildergallerie des Schloſſes von Senneterre bewunderte."

„Ich mußte nun wohl auf dieſe Frage antworten; und dies machte mich äuſſerſt verlegen. Ich hatte bisher noch nicht den Mund aufgethan, und ich fürchtete etwas Albernes zu ſagen; denn ich wußte nicht, was es mit dem Konzert im Theater auf der Straße Feydeau für Bewandtniß habe. Im Grunde hätt' ich Alles darum gegeben, allein und in meinem Hauſe in der Provinz zu ſeyn; aber vom Weg-

gehen war nicht die Rede, ſondern vom Antworten; und ich ſchwieg ſtockſtille.“

„Ohne Zweifel werden Madame uns begleiten, antwortete für mich die Frau vom Hauſe; ſie muß ja den angenehmſten Ort in ganz Paris nothwendig kennen lernen.“

„Wenn Herr Chenu es ſo befiehlt, Madame, ſo werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, ihm zu gehorchen.“

„Fünf Minuten lang hörte ich den Namen des Herrn Chenu von den jungen Leuten flüſtern, die um mich her waren. Endlich trat Einer von ihnen ganz nahe an mich heran.“

„Madame, ſagte er zu mir, auf Herrn Chenu kommt es hierbei gar nicht an. Wenn Sie es erlauben, werden wir es uns Alle zur Pflicht machen, Sie mit dem ganzen Pariſer Weſen bekannt zu machen. Sie haben alle mögliche Anlage zu einer artigen Dame; und, auf mein Wort, es wäre abſcheulich, wenn Herr Chenu die mindeſte Herrſchaft über Ihr Wollen und Nichtwollen behielte. Herrn Che-

nu's Beruf iſt, Geld zu gewinnen, und der Ihrige, es auszugeben; Herr Chenu iſt ſeiner Angelegenheiten halber nach Paris gekommen, und Sie Ihres Vergnügens wegen. Unterdeß Herr Chenu arbeitet, rechnet, und alles thut, was Herr Chenu thun muß, werden wir zu Ihrem Befehl ſeyn. Sie gehen mit ins Konzert, und ich werde die Ehre haben, Ihr Kavalier zu ſeyn. Auf meine Ehre! Sie werden dort die größte Senſation machen."

„O! freilich, riefen alle die Uebrigen auf einmal, Madame wird dort Epoche machen!"

„Iſt Ihr Aufſatz von Leroy, oder von Mamſell Daspeaux?" ſetzte einer von den alten Modeherren hinzu, die mehr Unverſchämtheit haben als die jungen, und denen es doch an der Annehmlichkeit oder an dem Leichtſinne fehlt, wodurch die Zudringlichkeit verzeihlich wird. Ich war nun ſchon empfindlich geworden, und meine üble Laune fiel auf ihn."

„Ohne Ihnen zu viel zu thun, mein Herr, merk' ich ſchon aus Ihrer Frage, daß Sie ſehr

viel

viel Zeit übrig haben; und ſo überlaſſ' ich es Ihnen, ſich zu erkundigen, ob mein Aufſatz von Leroy oder von Mamſell Daspeaux ſey. Denn ich ſelbſt habe noch nicht Zeit gehabt, daran zu denken. Sie werden dieſen Dienſt einem Frauenzimmer aus der Provinz nicht abſchlagen, von dem dieſe Herren hier erklärten, ſie habe alle mögliche Anlage zu einer artigen Frau."

„Herrlich! unbezahlbar! witzig! epigrammatiſch! auf meine Ehre! herrlich! murmelten einſtimmig die jungen Herren um mich her."

„Madame, ſagte mir mit verbiſſenem Unwillen die Bacchantin, die mich zuerſt angeredet hatte; der Herr da hatte nicht die Abſicht, eine beleidigende Frage an Sie zu thun."

„Ich auch nicht, Madame, ihm eine unſchickliche Antwort zu geben. Wer die meiſte Neugier hat, muß ſich erkundigen; und in dieſem Falle iſt der Herr da gewiß mehr als ich."

„Sie warf auf meinen Anzug einen verächtlichen Blick, wandte ſich gegen einen Spiegel, und brachte die ſchwarzen Haare, die ſich über ihre Stirn herunter ſchlängelten, in Ordnung oder in Unordnung. Aber der Schlag war nun einmal geſchehen; alle die leichtſinnigen jungen Herren waren auf meiner Seite, und die Damen ſahen mich jetzt mehr mit Eiferſucht als mit Verachtung an. Jenes aber ſchmeichelt uns in allen Fällen eben ſo ſehr, als uns dieſes demüthigt.“

„Herr Chenu, Herr Chenu, rief der junge Menſch, der ſich erboten hatte mein Kavalier zu ſeyn, laſſen Sie's doch mit Ihren Geſchäftsſachen gut ſeyn, und kommen Sie hierher zu uns. Wiſſen Sie wohl, daß Sie an Ihrer Frau ein wahres Kleinod beſitzen? Sie hat Verſtand wie ein Engel. Wir wollten unſern Spaß mit ihr haben, und, bei meiner Ehre, ſie hat uns zum Beſten gehabt. Für den erſten Verſuch iſt das ganz vortreflich. Ich liebe die Frauen von Geiſt; und von dieſem Augen-

blick an, Herr Chenu, halt' ich mich zu Ihnen, als zu meinem beſten Freunde."

„Sie erweiſen mir viel Ehre, mein Herr, antwortete mein Mann. Allerdings hat meine Frau mehr Verſtand in ihrem kleinen Finger, als ich in meinem ganzen Leibe; und doch beſind' ich mich ganz wohl."

„Ich war in der äuſſerſten Verlegenheit; denn die Bacchantin triumphirte jetzt noch einmal, und der alte Modeherr rächte ſich an mir über meinen Mann."

„Kein Wunder, ſagte er zu ihm, daß Sie ſich wohl befinden; Sie wiegen doch wenigſtens anderthalb Centner." — „So viel nicht, verſetzte Herr Chenu ganz naif."

„Je nun! ſagte ein achtzehnjähriger junger Menſch, der wie ein Amor ausſah, wenn denn auch Herr Chenu nicht viel über einen Centner wiegt, und einen derben Verſtand in ſeinem ganzen Körper hat, ſo wollen wir einmal das Verhältniß von dem kleinen Finger der Frau Gemahlin zu dem ganzen Körper des

Herrn Gemahls berechnen, und da wird ſich zeigen" ....

„Hier fiel ihm eine große hagre Dame ins Wort, deren Naſe, Kinn und Ellbogen ſehr ſpitzig waren. Sie trat an ihn hinan, und gab ihm eine kleine Maulſchelle mit einer Hand, die ſogleich geküßt wurde. Schämen Sie ſich, ſagte ſie, daß Sie meiner Erziehung ſo wenig Ehre machen. — Ich glaubte dadurch eine ſehr gute Gelegenheit gefunden zu haben, das Geſpräch auf etwas Anders zu lenken, und fragte ſie geſchwind, ob das ihr Herr Sohn ſey. Dieſe Frage, die mir ſo natürlich dünkte, erregte ein allgemeines Gelächter, außer bei der großen und hagern Dame, die gar nicht lachte. Zum Glück meldete man, daß angerichtet ſey."

„Ich habe Ihnen zu viel gethan, ſagte mir die Frau vom Hauſe leiſe ins Ohr, indem ſie mich in den Speiſeſaal führte; aber ich will ſchon alles wieder gut machen, und mir Ihre Freundſchaft erwerben; denn Sie ſind ſo recht

nach meinem Sinn." Ihre Freimüthigkeit war mir ſo angenehm, daß ſie mich wieder in eine leichte und unbefangne Stimmung verſetzte. Am Tiſche gab ſie mir einen Platz zwiſchen ſich und dem jungen Berechner des Verſtandes von Herrn Chenu. Dieſer junge Menſch bewies die größte Aufmerkſamkeit gegen mich, und ſah mich jedesmal lächelnd an, wenn die große und hagre Dame ihn anredete. Ich ſah wohl, daß ſie verlangte, er ſolle ſich bloß mit ihr ins Geſpräch einlaſſen, und daß er ſich ein boshaftes Vergnügen daraus machte, ſich mit mir allein zu beſchäftigen. Ich kann nicht läugnen, daß ich an dem Verdruß dieſer Dame meine geheime Freude hatte, da ſie nebſt der Bacchantin die zudringlichſte bei der Einweihung in dieſen Orden geweſen war, die man vor Tiſche mit mir vorgenommen hatte."

„Beim erſten Gange wurde nicht geſprochen, ſondern das Eſſen verſchlungen. Als ich dieſe Damen das Fleiſch mit voller Hand verzehren ſah — einen andern Ausdruck weiß ich

nicht dafür zu finden — konnt' ich nicht umhin zu denken, daß die jetzige Mode der Damenkleider, welche die Taille nicht einzwängen, mir ganz mit dem Appetit der Modedamen zusammenzuſtimmen ſchien. Ich theilte dieſe Bemerkung meinem jungen Nachbar mit; ſie gefiel ihm ſehr; er antwortete mir mit einigen witzigen Einfällen, und wir lachten ſo herzlich, daß alle die Damen, und vornehmlich die, welche ich für ſeine Mutter gehalten hatte, den Gegenſtand unſers Geſprächs wiſſen wollten. Er reizte durch ſeine Antworten und Entſchuldigungen ihre Neugierde noch mehr, und da die Unterredung allgemeiner und lauter geworden war, fieng ich meine Bemerkungen wieder an; und wirklich erregten eben die ſchönen Damen jetzt mein Mitleiden, die mich vorher ſo geblendet hatten. Sie brauchten keine Redensart, worin die Sprache nicht äuſſerſt geradebrecht wurde; es war ein Gemiſch von gemeinen Ausdrücken und von geſuchten, faſt immer ganz verkehrt angebrachten Wörtern. Noch

ſonderbarer wurde dies Gemälde dadurch, daß alle dieſe Damen ſich immerfort über einander luſtig machten, indeß die jungen Herren ſich über ſie insgeſammt aufhielten. Den verheiratheten Männern hingegen ſchien es nun einmal erlaubt zu ſeyn, zu ſprechen wie ſie wollten. Da ſie auf nichts anders als auf Gelderwerb Anſpruch machten, ſo ſetzte ihre Treuherzigkeit und der treffliche Wein ſie über alle Angriffe der Kritik hinaus.“

„Ich hatte meinerſeits wieder meine Luſt an denen, die ſich über mich luſtig gemacht hatten. Mein junger Nachbar und die Frau vom Hauſe kamen mir darin ganz herrlich zu Hülfe. Es fehlte ihr nicht an Witz und Lebensart; auch war ſie die Einzige, die jung und ſchön war.“

„Schon war man eine Stunde bei Tiſche, als wieder auf das Konzert im Theater Feydeau die Rede kam. Der alte Modeherr, deſſen ich eben erwähnte, fragte Herrn Chenu, ob er mir wohl die Erlaubniß geben wolle, dahin zu

gehen. Herr Chenu antwortete: alles was mir Vergnügen machte, würde ihm immer ſehr lieb ſeyn; und mit einmüthiger Stimme erklärten ihm die jungen Herren, er ſey der beſte Ehemann von der Welt. Dies Lob nahm er ganz im Ernſte, und fieng nun an, mir eine Lobrede zu halten; ich unterbrach ihn aber, und ſagte, ich ſey Willens wieder nach Hauſe zu fahren. Ich wollte mich weder einer öffentlichen Scene ausſetzen, noch jenen Damen vollends einen Triumph über mich verſchaffen, da ich ihre Augen ſchon von der Freude funkeln ſah, mich öffentlich zur Schau zu ſtellen. Man bat mich inſtändig, und drang immer mehr in mich; aber ich beharrte feſt bei meiner Weigerung. Die Frau vom Hauſe bot mir an, mich zurückfahren zu laſſen; ich war es zufrieden, und Herr Chenu fuhr mit der übrigen Geſellſchaft in das Konzert."

„Als ich wieder zu Hauſe war, konnt' ich nicht umhin, meinen Anzug zu betrachten, und ich hätte über die Scene weinen mögen, die ich

demſelben zu danken hatte. Zum erſtenmal in meinem Leben war meine Eigenliebe, und zwar aufs empfindlichſte, beleidigt. Mein Verdruß darüber war deſto größer, weil ich die Geringfügigkeit ſeiner Urſache vollkommen einſah; und doch überließ ich mich demſelben mit einer Schwachheit, vor der ich jetzt erröthe. Ich warf das Kopfzeug ins Feuer, das ich ſo ſorgfältig aus meiner Provinz mitgebracht hatte. Ich hoffte Herrn Chenu zu bereden, gleich am folgenden Tage wieder abzureiſen, oder, wenn das nicht angienge, in meinem Zimmer bleiben zu dürfen. Als ich ruhiger geworden war, dachte ich über die Frauen nach, die mich ſo gedemüthigt hatten. In Gedanken gab ich ihnen eben den Anzug und Kopfputz, worin ich vor ihnen erſchienen war, und dachte mich dagegen ſo gekleidet, wie ich ſie geſehen hatte. Dies überführte mich, daß ihr ganzer Vorzug in ihrer Kleidung beſtanden hatte; und nun fragte ich ganz zufrieden mich ſelbſt, warum ich mich nicht nach der Herrſchaft der Mode

und nach dem meinem Alter ſo natürlichen Verlangen bequemen wollte, die Reize zu zeigen, welche ich von der Natur erhalten hätte. Alles, was ein junges und unerfahrnes Frauenzimmer nur hinreißen und verleiten kann, vereinte ſich nun, meine Eitelkeit rege zu machen.“

„Herr Chenu, der mir zum Führer und Rathgeber hätte dienen ſollen, kam aus dem Konzert zurück, noch mehr beſtätigt in den neuen Entwürfen, worauf ihn die Pracht und der Aufwand ſeines Handelsgenoſſen gebracht hatte. Er ſprach von nichts, als daß er ein großes Haus, Livreebediente und Pferde haben müſſe, und nahm dawider durchaus keine Einrede an.“

„Ich habe mehr Geld, als alle die Leute da, ſagte er einmal über das andre; warum ſollt' ich mir nicht eben ſo viel dafür zu Gute thun? Denkſt du, ich hätt' es nicht bemerkt, daß ſie ſich über uns Beide luſtig machten? Ha! ich will dafür mich wieder über ſie luſtig machen; du ſollſt allein ſo viele Diamanten,

Stickereien und Koſtbarkeiten haben, als alle die Weiber mit einander, die wir heute ſahen. Madame Darſon (dies war die Frau ſeines Handelsgenoſſen) wird uns morgen beſuchen; ſie hat dich ſehr lieb, wie ſie mir geſagt hat, und ich bitte dich, laß dir von ihr rathen, wenn du mir einen Gefallen thun willſt. — In meiner damaligen Gemüthsſtimmung war mir nichts leichter, als Herrn Chenu zu gehorchen."

„Den folgenden Tag ſtand er ſehr früh auf, miethete das ſchönſte Zimmer des Hauſes, worin wir abgeſtiegen waren, behielt ſeine Remiſen und Ställe dem ungeachtet bei, und bat mich ſehr, jene neue Wohnung ſogleich zu beziehen, damit Madame Darſon mich nicht in einem Zimmer antreffen möchte, vor deſſen ſchlechter Einrichtung er ſich ſchämen müßte. Er gieng aus, um Wagen und Pferde zu kaufen, und ſagte mir, er werde den ganzen Tag nicht wieder nach Hauſe kommen."

„Madame Darſon machte mir wirklich den verſprochenen Beſuch. Ich habe Sie um

Ihre Freundſchaft gebeten, ſagte ſie zu mir und umarmte mich; jetzt will ich ſie zu verdienen ſuchen. Zuvörderſt muß ich Ihnen geſtehen, daß ich zweierlei Unarten gegen Sie abzubitten habe: die eine, daß ich Sie nicht ſelbſt zu uns einlud, und die andre, daß ich an der ſo unſchicklichen Scene Theil genommen habe, die in meinem Hauſe mit Ihnen vorfiel. Aber in Wahrheit, meine Liebe, man konnte unmöglich ernſthaft dabei bleiben; Sie waren zum Mahlen! — Und dabei fieng ſie von neuem an zu lachen."

„Nun denn, fuhr ſie fort, womit machen wir wohl den Anfang? Erſtlich hab' ich Ihnen eine Kammerjungfer mitgebracht; es iſt ein wahrer Schatz, Sie werden gewiß damit zufrieden ſeyn. Sie wartet auf uns in meinem Wagen; kommen Sie, wir wollen einkaufen. Nehmen Sie kein Geld mit, ſagte ſie mir; ich habe Herrn Chenu verſprochen, ſeine Schatzmeiſterin zu ſeyn; und überdem werden wir für die Kleinigkeiten, die wir kaufen wollen,

kaum Geld nöthig haben. Wir fahren zu den Kaufleuten, bei denen ich gewöhnlich Sachen ausnehme; ſie werden dann ſchon ihre Rechnungen einſenden."

„Als wir im Wagen waren, fuhr ſie fort: Wiſſen Sie wohl, daß Sie nun ganz gewiß künftig in Paris wohnen bleiben? Herr Chenu hat es geſtern mit meinem Manne völlig verabredet. Ihr Name gefällt mir nicht recht, er iſt zu gemein; man würde darüber lachen, wenn man beim Wegfahren aus dem Schauſpielhauſe nach dem Wagen der Madame Chenu riefe. Ich weiß ein hübſches Landgut für Sie, das Deprépal heißt; dieſen Namen wollen wir zu dem Ihrigen hinzuſetzen, und Sie müſſen dann ihn allein führen; Ihr Gemahl wird beide Namen unterſchreiben, aber bloß in ſeinen Angelegenheiten."

„Wir ſtiegen bei dem Palais Egalité aus, wo wir ſehr viel einkauften. Hernach fuhren wir zu Leroy und zu der Mamſell Daspeaux, von welcher man mir den Abend vorher vorge-

ſagt hatte. Mehr als vier Stunden brachten wir damit zu, in die Kaufmannsgewölbe zu gehen, und überall kauften wir ein. Im Grunde war ich gar nicht mit dieſem ganzen Benehmen zufrieden; aber ich hatte weder Muth genug, noch rechte Luſt, etwas dawider zu ſagen. Meine Kammerjungfer hatte die Arbeiter beſtellt; ſie waren einer nach dem andern erſchienen, und um zehn Uhr Abends hatte unſere Unterredung keinen Augenblick ihren Gegenſtand verändert.“

Hier hielt Suschen inne, und ſah mich mit einer Art von Unruhe an. Hernach ſagte ſie zu mir: „Was denken Sie von mir, gnädige Frau? Aber ich habe Ihnen ein aufrichtiges Geſtändniß verſprochen, und ich würde mich mehr des Vorſatzes ſchämen müſſen, Ihnen meine Fehler zu verbergen, als des Mangels an Erfahrung, wodurch ich zu dieſen Fehlern verleitet wurde.“ — „Wenn irgend eine Andre, als Sie, erwiederte ich ihr, mir alle dieſe Dinge ſo umſtändlich erzählte, ſo würd'

ich ſie nicht anhören mögen; aber wenn Sus=chen ſich ſelbſt Vorwürfe macht, ſo hab' ich Urſache zu hoffen, daß die Täuſchung aufgehört hat, und daß jetzt ſchon die Vernunft wieder ihre Uebermacht behauptet." Sie küßte mir die Hand, und fuhr in ihrer Erzählung wei=ter fort.

„Wenn ich meinen Tag auf eine für mich ſo ganz neue Art hingebracht hatte, ſo hatte auch Herr Chenu oder Depréval den ſeinigen nicht verlohren. Als er nach Hauſe kam, ſagte er mir voller Freuden, ich würde den Tag dar=auf einen Wagen, einen Kutſcher und zwei Be=diente zu meinem Befehl haben. Das wird hin=reichend ſeyn, ſagte er, ſo lange wir hier noch eingemiethet ſind; aber ich hoffe, das ſoll nicht lange dauern. Man hat mir von einem herr=lichen und großentheils ſchon ganz eingerichte=ten Hauſe geſagt; wir wollen es mit einander in Augenſchein nehmen. Es hat Jemand die Thorheit begangen, ſichs anzuſchaffen, der da=bei mehr ſeine Eitelkeit als ſein Vermögen zu

Rathe gezogen hat; ich wette, es wird ein gü-
ter Kauf ſeyn."

„Dieſe Bemerkung fiel ſo ſchwer auf den
zurück, der ſie machte, daß ich ihm aufs neue
alle die Beſorgniſſe zu Gemüthe führte, die
mir die neue Art zu leben machte, auf die wir
uns einlaſſen wollten. Er bat mich aber, nicht
im mindeſten darüber beſorgt zu ſeyn, und ſetzte
hinzu, ich kenne die vielen Hülfsmittel nicht,
die er ſich von ſeinen neuen Unternehmungen
zu verſprechen habe; er wolle mehr aufgehen
laſſen, weil er viel gewinnen werde. Das
Haus wurde denn auch wirklich gekauft; und
Sie können ſelbſt urtheilen, gnädige Frau,
was es gekoſtet haben muß, und wie viel dazu
gehört hat, es ſo prächtig einzurichten, wie es
jetzt iſt. Ehe wir es aber beziehen konnten,
mußte ich von dem Vergnügen zurückkommen,
welches Pracht und Aufwand gewähren, und
alle die Unannehmlichkeiten kennen lernen, die
damit verbunden ſind."

„Herr

„Herr Chenu wußte nun einmal nicht, was er machte; die Eitelkeit hatte ihm den Kopf verrückt; und da dieſe Leidenſchaft ſich gar leicht mit der Liebe zum Gelde verträgt, ſo war ſie in der That die einzige, für die mir bei ihm hätte bange ſeyn müſſen. Wenn ich indeß gleich über manche Dinge ſehr beſcheiden dachte, ſo war ich doch auch meinerſeits eitel genug in Anſehung alles deſſen, was zu meinem Anzuge gehörte. Ich hatte alles, was eine Frau von Stande nur immer wünſchen kann, um die andern zu demüthigen, und ich erwartete mit Ungeduld den Augenblick, mich in vollem Glanze zu zeigen. Man hatte ein neues Konzert angekündigt. Madame Darſon, die gar zu gern kleine hämiſche Streiche ausführen half, hatte von mir dringend verlangt, daß ich mich bis auf den Tag, wo es angeſetzt war, nirgends zeigen ſollte, weil ſie die nämliche Geſellſchaft bei ſich zum Mittagseſſen eingeladen hatte, und ſich, wie ſie ſagte, eine große Freude daraus machte, mir zu meiner Rache behülflich

zu ſeyn. Ich geſtehe, daß auch ich mich darauf freute.“

„Dieſer Tag kam denn endlich. Ich will Ihnen nicht ſagen, gnädige Frau, wie mir dabei wurde, als ich mich mit ſo viel Geſchmack als Reichthum angekleidet ſah; aber ich entrichtete der Herrſchaft der Mode einen ſehr aufrichtigen Zoll. Herr Chenu gerieth bei meinem Anblick in Entzücken. Wohl hundertmal in Einer Viertelſtunde ſagte er mir, ich ſey die ſchönſte Frau, die er jemals geſehen habe; und ich hätte glauben können, er ſey verliebt in mich, wenn ich nicht aus ſeinen Ausdrücken genug hätte abnehmen können, daß er mich mit eben dem Auge anſah, wie die ſchönen Möbeln, wodurch er ſeinen Reichthum zeigen wollte.“

„Das erſtemal, als ich bei Madame Darſon zum Mittagseſſen geweſen war, kam ich zufälliger Weiſe zu ſpät; diesmal kam ich nicht früher, aber ich hatte die Zeit abſichtlich ſo berechnet. Die nämliche Geſellſchaft fand ſich ſchon beiſammen. Die Frau von Hauſe hatte

ſich die Luſt gemacht, den albernen Aufzug der Madame Chenu aufs Tapet zu bringen, ohne zu ſagen, daß ſie ſie unter dem Namen Despréval erwarte; und man lachte auf meine Koſten, als man mich anmeldete."

„Sogleich ſtand Alles auf, und machte tiefe Verneigungen gegen die Frau von Despréval, die ſie mit einem kleinen Kopfnicken beantwortete. Die Herren wetteifern, mir einen Seſſel zu reichen; man ſieht mich an; man bewundert mich; das Geſpräch wird belebter; ich unterhalte es mit ſo vieler Lebhaftigkeit, daß man über mich noch mehr erſtaunt. Alle die Damen glaubten ſich zu irren, indem ſie ſich meiner Geſichtszüge erinnerten; ſie beobachteten das tiefſte Stillſchweigen; und hätte ſich Herr Chenu nicht hinter meinen Stuhl geſtellt, und durch alle ſeine Gebehrden die innige Freude ſeines Herzens verrathen; ſo glaub' ich, ſie würden mich lieber für eine ganz neue Perſon angeſehen, als ſich den Schimpf angethan haben, in mir die nämliche Frau wieder

zu finden, die ſie ſo gedemüthigt hatten, und die ſich nun aufs vollkommenſte an ihnen rächte. Denn für ein Frauenzimmer iſt es die größte Rache, wenn ſie am Ende denen überlegen ſeyn kann, von denen ſie eine kleine Weile mit Verachtung angeſehen wurde."

„Madame Darſon, die nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben wollte, gab ihnen zu verſtehen, ich hätte ſie durch mein landſtädtiſches Weſen das vorigemal alle zum Beſten gehabt. Und da es mir, nach dem Ausſpruch der Orakel-Herren ſelbſt, nicht an Verſtand fehlte, da ich vornehmlich mit der Frau vom Hauſe und dem neben mir ſitzenden jungen Menſchen ſo viel gelacht hatte, ſo waren dieſe Damen wirklich ſchon geneigt zu glauben, ich habe mich über ſie luſtig machen wollen. Noch mehr aber wurden ſie in dieſer Meinung beſtärkt, als ſie Herr Chenu einmal über das andre fragte: Nun, meine Damen, was ſagen Sie heute? Iſt meine Frau nicht ſehr ſchön? Antworten Sie doch, meine Damen! dünkt ſie Ihnen

nicht die ſchönſte Frau auf der ganzen Welt zu ſeyn? — Je weniger ſie Luſt hatten ihm zu antworten, deſto mehr drang er in ſie, daß ſie ihm ihre Meinung ſagen ſollten. Und da ſie ſich nicht einbilden konnten, daß er ihnen im ganzen Ernſte Fragen vorlege, deren Unſchicklichkeit Jeder Andre, als er, gefühlt haben müßte; ſo glaubten ſie, er ſuche ſie nur dadurch für die ſpöttiſche Art zu beſtrafen, womit ſie mir damals begegnet waren."

„Man ſetzte ſich in dieſen Gemüthsſtimmungen zu Tiſche; ich hätte mich für die Gottheit dieſes Hauſes halten können; man erwies mir alle ausgezeichnete Achtung, und gab mir immer auf die feinſte Art in allen Stücken den Vorrang. Jedermann beeiferte ſich um die Ehre, mir vorzulegen, und meine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Je mehr üble Laune jene Damen verriethen, deſto mehr ward ich durch ſie in ein vortheilhaftes Licht geſtellt. Die Menge Weins, die man auch wohl für herr-

ſchende Mode halten dürfte, ſo ſehr überläßt unſer Geſchlecht ſich dem Genuſſe deſſelben, machte ſie wieder munter, oder brachte doch wenigſtens ihr Geſpräch wieder in Gang, welches nun allgemein wurde, bis man aus einander gieng.“

„Die jungen Herren, die mich mit allerlei leerem Geſchwätz überhäuft hatten, machten einander die Ehre ſtreitig, mir den Arm zu bieten; Jeder von ihnen wäre von dem Glücke bezaubert geweſen, mich ins Konzert zu führen. Das meiſte Recht auf meine Gewogenheit glaubte indeß der oben erwähnte junge Menſch zu haben, der Alphonſe hieß; aber die große hagre Dame hatte ſich ſchon mit Ungeduld ſeiner bemächtigt. Ich dankte allen den Uebrigen, und bot meinen Arm ſelbſt dem alten Modeherrn, der ſich über mich aufgehalten hatte. Aus Beſchämung war er mir den ganzen Tag nicht nahe gekommen; hätt' er es gewagt, ſo würde er ſichs vermuthlich auch jetzt verbeten haben, mein Führer zu ſeyn.“

„Wir kamen ins Konzert. Außer der für unſre Geſellſchaft gemietheten Loge war der ganze Saal ſchon voller Menſchen. Eine Sinphonie erregte die allgemeine Aufmerkſamkeit und die größte Stille. Denken Sie, wie ich erſtaunen mußte, als ich ſah, daß jene Damen ihr Vergnügen daran fanden, mit ihren Stühlen das ſchrecklichſte Getöſe zu machen. Das Parterre war ganz ſtille. Aller Augen wurden nach unſrer Seite hin gekehrt; ich wußte nicht, wie ich mich verſtecken ſollte. Die Damen hingegen erhoben ein lautes Gelächter, ſteckten mit Fleiß die Köpfe aus den Logen hinaus, und ſahen überall hin, als ob ſie die Urſache des vielen Aufſehens ſuchen wollten; und doch ſchien es ihnen ſehr zu ſchmeicheln, daß ſie allein daran Schuld waren. Endlich hörte das Geräuſch auf, und da ich nun gewiß war, nicht mehr bemerkt zu werden, wagte ich es, ein für mich ſo neues Schauſpiel näher in Augenſchein zu nehmen.“

„Ich wurde ganz davon geblendet. Die in regelmäßiger Entfernung von einander angezündeten Wachskerzen gaben den Damen einen ganz beſondern Glanz, deren ſeltſamer und zugleich ausgeſuchter Anzug, bei einer Jeden von ganz andrer Art, dennoch eine gewiſſe allgemeine Aehnlichkeit hatte. An den Unterredungen, die in den Logen herrſchten, an der Bemühung jeder Dame, ſich in die vortheilhafteſte Stellung zu ſetzen, bemerkte ich gar bald, daß das Beſtreben, in die Augen zu fallen, das einzige Verdienſt des ganzen Konzerts ausmachte, und daß das vornehmſte Schauſpiel mehr in den Logen, als auf dem Theater war. Ich genoß meines Antheils an der allgemeinen Neugierde.“

„So oft ein Stück zu Ende war, ſtand Jedermann auf. Die Herren giengen aus den Logen, liefen in den Gängen hinter denſelben umher, und ihre Beeiferung, ſelbſt den Damen, die ſie kaum kannten, ihre Aufwartung zu machen, fand eine deſto günſtigere Aufnahme,

weil dieſe Damen dadurch deſto beſſern Anlaß fanden, ſich umzukehren, und dem Publikum die Reize ihres Wuchſes oder den Reichthum ihres Anzuges zu zeigen. Ich blieb ruhig auf meinem Platze, und war ſehr froh, wenn ſich Niemand mit mir einließ. In der Stille war ich mit mancherlei Empfindungen beſchäftigt, ohne mir einer einzigen deutlich bewußt zu ſeyn; kurz, ich war von lauter Verwunderung ganz ermüdet.“

„Gefällt es Ihnen hier? fragte mich der junge Alphonſe, indem er ſich hinter mich ſetzte. Nicht ſonderlich, erwiederte ich ihm.“

„Je nun, ich habe das Glück gehabt, meiner Frau Großmama zu entwiſchen, indeß man ihr alle die Bewunderung zollte, die man ihr unmöglich verſagen kann, weil ſie darauf Anſprüche macht; und ich will Ihnen jetzt Geſellſchaft leiſten. Wollen Sie mit mir plaudern? — Und worüber? — Daß ich Sie anbete, gnädige Frau, und daß Ihr Herr Gemahl nicht der Einzige iſt, der Sie für die

ſchönſte Frau von der Welt hält; ich fühl's in der That, daß es mir in der Folge unmöglich seyn wird, ohne Sie zu leben. — Dieſer leichtſinnige Ton, an den ich nicht gewöhnt war, und an den ich mich nie gewöhnen werde, beleidigte mich.“

„Wenn Sie nicht noch ein Kind wären, antwortete ich ihm ganz kalt, ſo würde Ihre Sprache mir unleidlich ſeyn; ich verzeihe ſie Ihrer Jugend, und bitte Sie, dies Geſpräch abzubrechen.“

„Was Sie mir da ſagen, iſt wenigſtens ziemlich lächerlich; wenn Sie aber meiner Jugend etwas zu Gute halten, ſo muß ich wohl gegen Ihren Mangel an Erfahrung Nachſicht haben. Eins geht alſo gegen das Andre auf; aber wir bleiben doch gute Freunde; nicht wahr, gnädige Frau?“

„Er erwartete meine Antwort nicht; und ich hatte ihm auch keine zu geben. Er ſtand auf, ohne aus der Loge zu gehen, warf ſeine Blicke nach allen Seiten hin, und es war,

glaub' ich, keine Dame da, die er nicht grüßte."

„Sie ſehen, ſagte er zu mir, indem er ſich mit einem feinen Lächeln wieder ſetzte, daß mir mein Alter auch bei vielen andern hübſchen Damen zur Entſchuldigung dient. Was hält man einem Kinde, wie ich bin, nicht Alles zu Gute! Fragen Sie lieber meine Großmama darum."

„Seine Albernheit hatte mich ernſthaft gemacht; aber dieſe letzten Worte brachten mich deſto leichter zum Lachen, weil ich bei ſeinen zahlreichen Komplimenten bemerkt hatte, daß ſeine Großmama ihm voller Unruhe überall mit ihren Augen folgte, und eben ſo viele Grimaſſen zog, als er Verbeugungen machte."

„Sie lachen gern, ſagte er mir ſogleich; nun gut, wir wollen einen Augenblick die Leidenſchaft vergeſſen, die Sie mir einflößen, und uns auf Koſten des Publikums luſtig machen; auch müſſen Sie wohl etwas nähere Belehrung nöthig haben. Ein Konzert iſt wie eine Aus-

ſtellung von Gemälden; hat man dabei keinen Katalog und keine Kritik, ſo ſieht man nichts weiter, als lauter Figuren. — Ohne meine Genehmigung zu erwarten, fuhr er fort:"

„Jene ſo muntre Dame in der Loge, dort Ihnen gegen über, iſt von einer der älteſten Familien in Frankreich. Sie hat das Unglück gehabt, ein Jahr lang im Gefängniſſe zu ſeyn, und ihren Vater, ihre Mutter, und ihren Gemahl zu verlieren. Man hätte vermuthen ſollen, daß ſie vor Gram und Kummer geſtorben wäre; aber die Philoſophie hat ſie beim Leben erhalten. Man findet ſie jetzt überall, auf Bällen, auf Spaziergängen, im Schauſpiel. Es heißt, ſie wird ſich wieder verheirathen; das würde eine wahre Mordthat ſeyn; denn ſie iſt der Reiz und die Freude aller geſellſchaftlichen Zirkel."

„Neben ihr ſitzt eine Dame von vielem Verſtande, aber von unerträglichem Stolze. Sie iſt die Wittwe eines Mannes von hoher Geburt, der aber, wie ſo viele andre, ums

Leben gekommen iſt. Sie liebt die Intrigue, und hält ſich immer zur herrſchenden Parthei. Sie beſucht alle öffentliche Oerter, nicht um ſich zu zeigen, ſondern um alle Leute anzutreffen. Ein Geck, der am Brete iſt, dünkt ihr immer eine gute Bekanntſchaft zu ſeyn; und ihr Beſtreben, ſich wichtig zu machen, bringt oft ſehr ſonderbare Leute in ihrem Hauſe zuſammen. An ihrer Tafel ſitzen oft Menſchen neben einander, die ſich äußerſt gram ſind, und ohne ſie jemals ausſöhnen zu wollen, verſteht ſie die Kunſt, zu machen, daß ſie einander dulden müſſen.“

„Sehen Sie wohl in der Loge rechter Hand die beiden ſchönen und ſo reich geputzten Damen, denen ſo zahlreiche Kour gemacht wird? Sie waren an reiche ſehr geſchätzte Bürger verheirathet; aber ſie haben ſich von ihren Männern geſchieden, um ſich gänzlich dem Vergnügen zu überlaſſen. Die Eine hat zwei Kinder; die Andre wollte eben in die Wochen kommen. Man weiß nicht, wovon ſie jetzt

leben; denn was ſie von ihrer Ausſteuer behal=ten haben, würde nicht für die Koſten Eines Tages hinreichen; und doch haben ſie ein ſehr ſchönes Haus, Equipagen, und dergleichen. In ihrer Art ſind ſie ſehr gute Geſellſchafte=rinnen.“

„Das ſind alſo, dachte ich ſeufzend, das ſind alſo die Frauen, die alle Blicke auf ſich ziehen, und mit denen man mich in Eine Klaſſe ſtellen wird!“

„Er wollte fortreden; indem er aber den Kopf vorwärts streckte, um mir Jemand beſ=ſer zu bezeichnen, bemerkte ihn eine Dame, die in der Loge neben der meinigen ſaß. Sie rief ihn, und er verließ mich ſogleich.“

„Mit wem ſind Sie denn da, Alphonſe? fragte ſie ihn laut genug, daß ich es hören konnte, ohne darauf zu horchen.“

„Mit einer neuen Rekrutin, antwortete er ihr eben ſo laut, deren Mann auch ſein Glück in der Revolution gemacht hat; derglei=chen Leute ſchießen wie Pilze empor. Sie iſt

hübſch genug, und nicht ohne Verſtand. Sie hatte von ihrem Dorfe einen gothiſchen Anzug und gothiſche Vorurtheile mitgebracht. Jenen hat ſie ſchon abgelegt; und, ihrer Ziererei ungeachtet, möcht' ich wohl darauf wetten, daß ſie ihre Vorurtheile auch bald ablegen wird. Ich will Ihnen meine Geſchichte erzählen; ſie iſt zum Todtlachen.“

„Ich hätte vor Beſchämung und Verdruß erſticken mögen, und fühlte mich jetzt durch meinen geſchmackvollen Anzug, der mich ſolchen Bemerkungen ausſetzte, noch tiefer gedemüthigt, als ich es durch meine Unbefangenheit geweſen war, die mich vorhin den Spöttereien Preis gab. Damals hatte ich mir nichts vorzuwerfen.“

„Hübſch wäre ſie? ſagte dieſe Dame, indem ſie den Kopf weiter hervorſtreckte, um mich recht in Augenſchein zu nehmen, — ich wagte es nicht, ſie anzuſehen; — ſie ſcheint mir ſchön zu ſeyn, und ziemlich viel Anſtand zu haben. Iſt ſie hier allein?“

„Nicht doch, ſie iſt in zahlreicher Geſellſchaft. Sehen Sie dort die große Figur, die ſich recht zu zeigen ſucht, und ſich lieber verſtecken ſollte — dies war die Bacchantin — ſie ſind mit einander gekommen. Ich möchte darauf ſchwören, daß ſie ſich nie einander gut werden; die Eine iſt zu hübſch, die Andre zu häßlich.“

„Wiſſen Sie denn nicht, wie die große Figur heißt? — O! ich kenne Niemand beſſer als ſie; ich habe die Ehre, ihr meine Aufwartung machen zu dürfen. — Dazu wünſch' ich Ihnen viel Glück.“

„Was ſoll man machen? Bloß Leute dieſes Schlages halten noch ein großes Haus; man muß entweder ſie beſuchen, oder vor Langeweile ſterben. Sie heißt Dutilo; ihr Mann war lange Friſeur, und ſie war Näherin. Der theure Mann hat ſo lange mit Aſſignaten, mit Waaren, Häuſern und Landgütern gekramt, daß er halb Frankreich gekauft und verkauft,

und

und einen großen Theil davon für ſich behalten hat. Es iſt ein pfiffiger Schurke.“

„Und die junge Frau neben ihr kennen Sie ohne Zweifel auch?“

„Wer kennt Madame Darſon nicht? Unbeſtändig in der Liebe, treulos in der Freundſchaft, falſch bei dem Scheine der größten Ehrlichkeit, macht ſie mit ihrem Manne, was ſie Luſt hat, hält ſich über alle Frauen auf, die häßlich ſind, und bringt die in böſen Ruf, deren Schönheit die ihrige verdunkelt. Verſtand hat ſie, wie ein kleiner Teufel.“

„Welch ein neuer Stof zum Nachdenken für mich!“

„Ein ſeltſam gekleideter Menſch erſchien auf dem Theater. Indeß er die eine Hand in die Taſche ſteckte, und mit der andern an ſeinem Halstuche zupſte, lief ein Jeder wieder nach ſeinem Platze. Das plötzlich herrſchende Stillſchweigen brachte mich auf die Vermuthung, daß er ein außerordentliches Talent haben müſſe, oder daß es einmal guter Ton ſey,

ihn zu hören. Während des Ritornells der Arie, die er ſingen wollte, hörte ich, daß die Dame in der Loge neben mir zu Jemand, den ich nicht ſehen konnte, ſagte: „Mit dem jungen Alphonſe iſt es vorbei. Sollte man glauben, daß ein junger Menſch von ſo großer Familie, die ſo viel Unglück erlitten hat, ſich in die ſchlechteſte Geſellſchaft einlaſſen könnte, um ſeinen Hang zum Vergnügen zu befriedigen? Sehen Sie einmal das alte Geſicht an, bei dem er ſitzt, und das ihm Vorwürfe zu machen ſcheint! Es iſt eine alte Kammerfrau ſeiner Mutter, der man für die Armeen und Hoſpitäler allerlei Lieferungen gegeben hat. Die Juwelen ſeiner theuren Hälfte ſind eigentlich Abfall von den zu kurzen Soldatenhemden, oder von den nothwendigen Arzneien armer Kranken. Das alte Weib hat noch den Unſinn, Liebe erregen zu wollen, die ihr doch ſehr theuer zu ſtehen kommt. Sie opfert jetzt Hab' und Vermögen für den Sohn ihrer ehemaligen Herrſchaft auf."

„Denken Sie ſelbſt, gnädige Frau, fuhr Suschen fort, wie ſehr ich mich der Geſellſchaft ſchämen mußte, worin ich mich befand, und wie ſehr ich Urſache hatte, über dieſe von den Sitten meiner Zeit gemachte Probe in Entſetzen zu gerathen. Die Begierde, in die Augen zu fallen, welche die Demüthigung bei meinem erſten Eintritt in die große Welt bei mir rege gemacht hatte, verſchwand vor dem Gedanken an die Gefahren, die mich umringten. Ich hätte mich vor Jedermanns Augen verbergen mögen; und doch waren beim Weggehen aus dem Konzert Jedermanns Augen auf mich gekehrt. Ich war wie vernichtet. Als ich wieder zu Hauſe war, bemeiſterte ſich eine finſtre Traurigkeit meiner ganzen Seele. Ich verſuchte es, Herrn Chenu die Gründe begreiflich zu machen, aus welchen ich auf eine einfachere Art zu leben wünſchte; aber er verſtand mich durchaus nicht. Er war auf nichts anders bedacht, als auf die Verſchönerung ſeines Hauſes, und verſicherte mich, wenn ich erſt darin

völlig eingerichtet wäre, ſo ſollte ich ſo viel Leute um mich haben, daß mir die Langeweile ſchon vergehen würde."

„Ich bin alſo zu einem Aufwande verdammt, den man beneidet, und der mir doch zur äußerſten Marter wird. Ich muß Beſuche geben und annehmen, muß Geſellſchaften um mich ſehen, die ſich gar nicht für mich paſſen. Je niedergeſchlagener ich darüber bin, deſto mehr Aufwand macht Herr Chenu, weil er ſich einbildet, Reichthum ſey das Beſte auf der Welt, und Pracht und Glückſeligkeit ſey einerlei."

„Die erſte Perſon eines Hauſes, das ich unmöglich in Ordnung halten kann, von meinen Bedienten aufs unbarmherzigſte beſtohlen, geplagt von meinem Manne, der zuweilen das Geld aus dem Fenſter wirft, und in andern Fällen, wo ſeine Eitelkeit nicht mit im Spiel iſt, wieder in ſeine alte Habſucht verfällt, welche faſt niemals diejenigen verläßt, die ſo, wie er, angefangen haben, fühle ich, obgleich aus

ganz entgegen geſetzten Urſachen, eben den Kummer, den Sie empfinden. In dieſer Lage nun iſt mein ehemaliger Geſchmack am Bücherleſen wieder erwacht, und dünkt mir eine nothwendige Tröſtung zu ſeyn. Ich wünſchte daher, eine Unglückliche auszufinden, die mir zur Führerin dienen, meine Freundin werden, zu meiner Ruhe beitragen, und mir zugleich Gelegenheit geben könnte, ihre Thränen abzutrocknen. Der Zufall, oder der Himmel vielmehr, hat mir meine Wohlthäterin zugeſandt; und jetzt ſeh' ich, daß der Reichthum doch auch ſeinen Werth hat. Ja, gnädige Frau, Sie ſollen mich ſeiner genießen lehren; Sie ſollen mir rathen, wie ich mich in einer für mich ſo neuen Lage verhalten muß. Ihr Beiſpiel wird die beſte und die nützlichſte von allen Ihren Lehren ſeyn. Wenn Sie auch vergeſſen wollten, daß ich Ihnen alles, was ich beſitze, zu verdanken habe; ſo werden Sie doch bald ſehen, daß Herr Chenu für das, was Sie ihm koſten, nur gar zu reichlich durch die gute Ord-

nung wird entſchädigt ſeyn, die Sie mich lehren werden in einem Hauſe einzuführen, deſſen Einrichtung und gehörige Verwaltung wirklich meine Kräfte überſteigt."

So öffnete meine junge Freundin mir ihr ganzes Herz; ich bedauerte ſie, und ſchätzte ſie um deſto mehr. Sehr oft bat ich ſie ſelbſt, ihrem Manne nicht zuwider zu ſeyn, deſſen größtes Glück es war, ſie bei ſich zu haben, und ſie bei allen Geſellſchaften und Partien zu verſagen, ohne ſie erſt um ihre Einwilligung zu fragen. Sie ließ es ihm auch nicht einmal merken, daß ſie es bloß aus Gefälligkeit thue, und ließ ſich niemals erſt bitten, als wenn ſie gern einen oder andern Dienſt von ihm entlocken wollte, zu dem er ſich ohne das nicht verſtanden hätte. Eine Stelle für Auguſtinens Mann ſchien ſchwer zu erhalten. Sie verſtand ſich dazu, bei einem Feſte zu erſcheinen, deſſen Veranlaſſung ihr nicht gefiel; und den Tag darauf erhielt Auguſtinens Mann die Stelle, wodurch mir ein großer Gefallen geſchah. Denn ich

war nicht im Stande, die Dienſte zu belohnen, welche dieſe wackern Leute mir erwieſen hatten.

Ich genoß alſo endlich einiger Ruhe, dieſes einzig möglichen Glücks in meiner Lage. Ueber meinen ſo weit entfernten Sohn konnte ich mit Niemand, als mit Suschen, reden; und ich hatte nur allzu viel Urſache, das Geſpräch nicht auf ihn zu bringen. Wie oft waren wir indeß, ohne einander etwas zu ſagen, gewiß überzeugt, daß unſre Gedanken ſich mit einerlei Gegenſtande beſchäftigten! Wir hatten uns dergeſtalt daran gewöhnt, zu ſchweigen, und einander doch zu verſtehen, daß Suschen, wenn ſie mich weinen ſah, alsbald zu mir ſagte: „Sie werden ihn wieder ſehen, gnädige Frau; ich weiß gewiß, Sie ſehen ihn wieder.“ Wenn ich ſie traurig ſah, konnte ich ihr nicht den nämlichen Troſt geben.

Gar bald wurde mir dieſe intereſſante Frau ſo lieb, daß ich ohne Bedenken mein Unglück, Suschen und meinen Sohn allem Reichthume

ohne ſie und ohne ihn vorgezogen hätte. Unter ihnen beiden machte mein Herz keinen Unterſchied mehr. Welche edle Seele! welche Ergebung in ihr Schickſal! mit welcher liebreichen Art bequemte ſie ſich nach den Wünſchen ihres Mannes, deſſen Geſchmack doch in allen Stücken mit dem ihrigen im Widerſpruche war! Je mehr ſich ihr Verſtand entwickelte, deſto mehr Neigung faßte ſie wieder für die Einfachheit, die nur der Hang großer und edler Seelen unter den Männern, und fein empfindender weiblicher Herzen ſeyn kann. Sie war oft genöthigt, Beſuche anzunehmen und Gaſtmälern beizuwohnen; aber wie froh war ſie dann, meine Einſamkeit wieder mit mir zu theilen! Ganz allein mit mir zu ſpeiſen, war ein Vergnügen, das ihr über alles gieng. Sie hatte es ſo eingerichtet, daß ich immer auf meinem Zimmer ſpeiſte; und hier fand ſie ſich ſo gern ein; hier laſen wir mit einander; und hier erwarb ſie ſich mancherlei Talente, die ihr gar bald geläufig wurden. Suschen unterrichten, war in

der That nichts anders; als in ihr den Keim aller der Tugenden entwickeln, welche die Natur in ihr Herz gelegt hatte.

So bracht' ich ein Jahr ohne irgend einen merkwürdigen Vorfall zu; und immer hofft' ich von meinem Adolph Nachrichten zu erhalten. Das war leider! alles, was ich noch hoffen durfte, wenn er anders noch lebte.

Einmal ſpät in der Nacht trat Suschen in mein Zimmer; ſie kam von einem Ball zurück. Bei ihrer Wiederkunft hatte der Thürſteher ihr folgendes Billet überreicht, welches ſie mir ſogleich mit der Ueberzeugung mittheilte, ich würde auf ſie nicht darüber böſe ſeyn, daß ſie mich im Schlaf geſtört hätte.

„Gnädige Frau, ich komme aus England, wo ich mir alle Mühe gegeben habe, mich nach dem Schickſale des Herrn von Senneterre zu erkundigen. Ob er gleich in London wohnt, ſo hab' ich doch nicht die Ehre gehabt ihn zu ſehen; er war abweſend; aber ich habe erfahren, daß er ſich wohl befindet. Wollen Sie mir

morgen früh erlauben, Ihnen aufzuwarten, ſo wird es mir das größte Vergnügen ſeyn, Ihnen hierüber umſtändlichere Auskunft zu geben.“

Suschens Freude war äuſſerſt lebhaft; die meinige war für mein Herz faſt überwältigend. „Er lebt!“ wiederholte ſie jeden Augenblick. — „Iſt er wenigſtens glücklich?“ rief ich aus. Dieſer Gedanke rührte uns Beide gleich ſtark; und wir brachten einen großen Theil der Nacht damit zu, daß wir umſonſt im Voraus wiſſen wollten, was wir den folgenden Tag erfahren würden, und daß wir durch unſre Wünſche die Stunde des uns verſprochenen Beſuchs zu beſchleunigen ſtrebten.

„Wer iſt es denn, der Ihnen dies Billet geſchrieben hat? fragte ich Suschen. Sie haben mir davon nichts geſagt.“

„Ich beſorgte, gnädige Frau, Sie würden dann eben ſo unruhig werden, wie ich war. Ich wußte, daß Ihr Sohn nicht mehr in Philadelphia ſey. Herr Chenu hatte ſich mit mei-

nem Vorwiſſen darnach erkundigen laſſen; und wir hatten verabredet, Ihnen nichts davon zu ſagen, weil alle Nachrichten höchſt unzulänglich waren. Etwa vor vier Wochen war ich irgendwo in Geſellſchaft, wo Jemand von einer Reiſe ſprach, die er nach London thun müßte. Da ich wußte, daß man dort ein Verzeichniß von allen Franzoſen halte, ſo bat ich ihn ſo inſtändig, ſich nach Herrn von Senneterre zu erkundigen, und, wenn er ihn auffände, mit ihm ſelbſt zu reden, daß er mir verſprach, meinen Auftrag aufs pünktlichſte auszurichten. Er fragte mich, in weſſen Namen er ſich bei ihm melden ſolle. „Darf ichs in Ihrem Namen thun, Madame?“ ſetzte er hinzu. Ueber dieſe Frage erröthete ich, ohne es zu wollen. — „Nein, mein Herr, antwortete ich ihm, erkundigen Sie ſich im Namen der zärtlichſten von allen Müttern.“ Er ſagte, vielleicht werd' es ſichrer ſeyn, ihm einen Brief mitzugeben; ich ſtellte ihm aber vor, wie grauſam es für dieſe unglückliche Mutter ſeyn würde, ſich aufs

neue mit einer Hoffnung zu ſchmeicheln, für deren Gewißheit ihr Niemand bürgen könnte. Ich ſchilderte ihm Ihre Liebe für dieſen Sohn mit ſo vieler Wärme, daß er mir betheuerte, er wolle ſein Mögliches thun, Ihnen Nachricht zu ſchaffen. „Er wird morgen kommen, gnädige Frau, ſetzte ſie hinzu. Wollen Sie ihn annehmen, und ſich zu erkennen geben? Oder ſoll ich ihn allein annehmen?“ — „Wir wollen ihn Beide annehmen, meine Liebe; und wenn Sie befehlen wollen, daß man ihn hier oben auf mein Zimmer weiſe, ſo werden wir deſto ungeſtörter ſeyn.“

Sie umarmte mich, und wünſchte, daß ich meinen verlornen Schlaf wieder nachholen möchte; und ich bat ſie um das Nämliche. Als wir uns aber am Morgen wieder ſahen, fragten wir einander nicht, wie wir die Nacht zugebracht hätten.

Der Reiſende, der ſich zum Beſuch gemeldet hatte, ſtellte ſich pünktlich ein. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen ſagte er zu mir:

„Ich bedäure, gnädige Frau, daß meine Geſchäfte mir nicht erlaubt haben, die Zurückkunſt des Herrn von Senneterre abzuwarten; es wäre mir das größte Vergnügen geweſen, ſeiner Frau Mutter die Beruhigung mitzubringen, deren ſie bedarf. Ich habe bei Herrn Birton, einem Londoner Kaufmanne, geſpeiſt; bei ihm wohnt Ihr Herr Sohn. Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, mit wie vielem Lobe er von ihm ſprach. Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau; er hat Freunde in ſeinem Unglücke gefunden.“

„Sollte er denn wohl wiſſen, mein Herr, daß ſeine unglückliche Mutter Ihre Erkundigungen veranlaßt hat?“

„Als ich Ihren Namen nannte, gnädige Frau, ſah ich gar bald, daß Sie der Familie des Herrn Birton gar nicht unbekannt ſind. Eine treffliche Mutter, ſagte er zu mir, ein trefflicher Sohn! Sein Kummer darüber, daß er von ihr getrennt lebt, iſt untröſtbar. Er ſpricht unaufhörlich von ihm, und kann ſichs

nicht verzeihen, daß er ſie verlaſſen hat. In der That, ſetzte Herr Birton hinzu, ich begreiſe die Gründe nicht, die ihn dazu bewogen haben; denn der junge Mann iſt zu vernünftig, um nicht den ganzen Umfang ſeiner Pflichten zu kennen; und es war doch Pflicht für ihn, ſeine Mutter nicht zu verlaſſen."

Bei dieſen Worten ſah ich Suschen an; ſie war blaß und zitterte, als ob der Vorwurf des Herrn Birton unmittelbar an ſie gerichtet geweſen wäre. Ich faßte ſie freundſchaftlich bei der Hand, und erwiederte ſogleich, daß ſchon das Alter meines Sohns eine Entſchuldigung für ihn ſey, und daß die Entdeckungen, die ich nach ſeiner Abreiſe zu machen Gelegenheit gehabt hätte, mir Grund genug zum Bedauern geben, daß ich ſelbſt dazu beigetragen hätte. Ich hatte Suschens Hand noch nicht fahren laſſen; ſie drückte die meinige mit dem Ausdruck der lebhafteſten Erkenntlichkeit.

„Wie ſehr bin ich jetzt ſelbſt mit meiner Vorſicht unzufrieden! ſagte ſie. Hätte ich mich

nicht vor Ihrer zu großen Empfindlichkeit gefürchtet, gnädige Frau; ſo würde der Herr hier recht gern einen Brief von Ihnen mitgenommen haben, und Ihr Sohn wäre nicht des größten Glücks beraubt geblieben.“

„Da ich nicht die Ehre hatte, die Frau von Senneterre zu kennen, verſetzte der Reiſende; ſo habe ich bei Herrn Birton die Adreſſe an die Frau von Depréval zurückgelaſſen, und ihn verſichert, daß die Briefe, die Ihr Herr Sohn überſenden würde, ganz pünktlich ſollten beſtellt werden. Herr Birton hat mir dagegen die Addreſſe ſeines Korreſpondenten in Hamburg gegeben. Hier iſt ſie, gnädige Frau; und ſo hat Alles wieder ſeine Richtigkeit. Ich muß Ihnen noch ſagen, daß dieſer rechtſchaffne Mann ſich ſehr darüber wunderte, daß Sie keine Nachrichten von Ihrem Herrn Sohn erhalten haben; wie er verſichert, hat er keine Gelegenheit vorbeigelaſſen, Ihnen zu ſchreiben.“

„Aber wer hätte mich ausfündig machen können? rief ich aus. Unglückliche vergißt man

ſo bald! — Armer Adolph, was mußt du von meinem Stillſchweigen gedacht haben? Iſt denn aber das Alles, mein Herr, was Sie von meinem Sohne wiſſen? Ihr Brief hat uns die Hoffnung gemacht, daß er ſich wohl befinde.“

„Das hat man mir ſelbſt geſagt, gnädige Frau, und nur dabei bemerkt, daß eine tiefe Betrübniß allein ſeiner Geſundheit ſchade. Er hat zuweilen Anfälle von Schwermuth, die ſich durch Nichts wollen zerſtreuen laſſen. Ein Franzos, den ich in London vorfand, und der den jungen Herrn von Senneterre kennt, hat die Vermuthung, daß er hier zu Lande ſich noch nach einer andern Perſon zurückſehnt, als nach ſeiner Mutter. Ich weiß nicht, wie viel Wahres an dieſer Vermuthung iſt; und ich möchte ſie um ſo viel eher bezweifeln, weil der Kaufmann, dem ich empfohlen war, mich verſichert, daß eine von Herrn Birton's Töchtern, die ich geſehen habe, und die ſehr ſchön iſt, eine Neigung für Ihren Herrn Sohn gefaßt habe,

und

und daß Herr Birton ſelbſt, der ſehr bemittelt ſeyn ſoll, dieſe Heirath gern genehmigen würde.“

Suschens Geſicht bedeckte bei dieſen Worten eine lebhafte Röthe. Man ſah leicht, daß dieſe unerwartete Nachricht ſie in eine Verlegenheit ſetzte, die ſie vergebens vor ſich ſelbſt verbergen wollte. Auch verſicherte ſie ſogleich, daß dieſe Heirath den Freunden des Herrn von Senneterre die größte Freude machen würde, wenn ſie wirklich ein Glück beförderte .... Es war ihr unmöglich, weiter zu reden.

„Vielleicht iſt nichts an der ganzen Sache, verſetzte der Reiſende; aber ich glaubte Ihnen alles ſagen zu müſſen, was ich gehört habe. In der That, gnädige Frau, wenn Ihr Sohn geliebt hat, ehe er Frankreich verließ, und wenn dieſe Liebe noch jetzt die Traurigkeit vermehrt, die er über die Entfernung von ſeiner Mutter und von ſeinem Vaterlande fühlt; ſo läßt ſichs ſchwerlich glauben, daß er darauf denken ſollte, ſich zu verheirathen. Hoffnung

verläßt den Menſchen nie, am wenigſten, wenn ſein Herz lebhaft gerührt iſt."

„Hoffnung! rief Suschen; ach! es giebt Fälle, in denen man keine Hoffnung mehr zu faſſen wagt. Ich weiß nicht, ob das auch bei ihm der Fall iſt, ſagte ſie, ſelbſt erſchrocken über ihre Rede; aber es wäre doch zu wünſchen, daß er die Miß Birton heirathen möchte! Sie ſagen, ſie ſey ſchön, mein Herr?"

„Ohne ihr ſchmeicheln zu wollen, könnte man ſagen, daß ſie Ihnen ſehr ähnlich ſieht." — Suschen erſtickte hier einen Seufzer. „Indeß, fuhr er fort, in ihren Zügen iſt nicht der Anſtrich von Gefühl, der in allen den Ihrigen ſichtbar iſt; vielmehr hat ſie etwas Kaltes und Strenges, wodurch ſie minder angenehm wird. Sie iſt nichts weiter als ſchön."

Suschen ſtand auf; ich that das Nämliche, denn ihre Lage hatte auch für mich etwas Peinliches. Wir ſagten dem Fremden unſern lebhafteſten Dank, der auf eine ſo verbindliche Art die Abſichten meiner Freundin be-

fordert hatte, und Jede von uns gieng in ihr Zimmer.

Je mehr man ſeine Gefühle vervielfältigt, deſto mehr vergrößert man ſein Vergnügen und ſeinen Kummer. Ich hätte mich ſehr glücklich ſchätzen ſollen, meinen Sohn geachtet und geliebt in einem Hauſe zu wiſſen, welches eine wahre Freiſtätte für ihn geworden war; ich hätte mich ſchon im Voraus der Hoffnung freuen ſollen, einen Brief von ihm zu erhalten, und ihn bald des Segens ſeiner Mutter aufs neue verſichern zu können; aber meine Freude ſelbſt wurde mir durch die Anſtrengung peinlich, die ich machen mußte, um ſie auf Einen Punkt zuſammenzuhalten. Täglich entfaltete ſich das Herz meiner Freundin mehr. Ich las darin eine unglückliche Liebe, die ich nicht gut heißen konnte, und die ſie mir aus Tugend zu verbergen ſuchte. Von meiner Seite wär' es äußerſt grauſam geweſen, ſie unaufhörlich auf einen peinlichen Gegenſtand der Unterredung zu bringen, wenn ſie ihn ſcheute, und Unbedacht, ſie

davon zu unterhalten, wenn ſie es etwa gewünſcht hätte. Sie war trauriger als ſonſt; und aus Furcht, die Urſache davon ausfündig zu machen, hatte ich nicht mehr das Herz, ihr davon zu ſagen. Sie wich mir gleichfalls aus; und wir waren Beide gleich bedauernswerth. Dieſer Zuſtand konnte nicht lange dauern; und doch wußte ich demſelben kein Ende zu machen. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, vergoß ich einmal Morgens Thränen über mein grauſames Schickſal, als Suschen zu mir hereintrat. Ich ſah aus ihrem ganzen Weſen, daß ihr Geiſt mit irgend einem großen Entwurfe beſchäftigt war. Sie hatte in allen ihren Gebehrden, in dem ganzen Ausdruck ihrer Geſichtszüge, zugleich etwas Trauriges und Erhabenes. Sie ſtellte ſich mir gegen über, ergrif meine beiden Hände, heftete ihre Augen auf die meinigen, und ſagte zu mir:

„Denken Sie an Ihren Sohn zu ſchreiben?“ — Ich denke an ſonſt nichts, als an ihn, Suschen. — „Ihm zu ſchreiben, genügt

alſo Ihrem Herzen?" — Was könnt' ich wei=ter hoffen? — „Ach! gnädige Frau, was hofft man nicht, wenn man frei iſt! und Sie haben ja das Glück, frei zu ſeyn!" — Was wollen Sie damit ſagen, meine Liebe? — „Daß Sie reiſen müſſen, gnädige Frau." — Reiſen? — „Ja, reiſen, ſetzte ſie mit einer Herzhaftigkeit hinzu, bei der ſich ihre innere Rührung kaum verrieth. Alles iſt veranſtaltet, alles iſt da, außer Ihre Einwilligung. Ihr Sohn leidet ſo viel wegen der Entfernung von ſeiner Mut=ter; und Ihre Traurigkeit verräth wider Ih=ren Willen die Leiden Ihrer Seele. Ich habe Ihnen einen Paß ausgewirkt; Auguſtinens Mann ſoll Sie begleiten, und Sie können ihn zurückſchicken, wenn Sie ihn nicht mehr nöthig zu haben glauben; oder Sie können ihn bei ſich behalten, wenn vielleicht Vorfälle, die ſich nicht vorherſehen laſſen, Sie zur Rückreiſe nö=thigen ſollten. Er hat den Auftrag, den er gewiß befolgen wird, ſich bloß nach Ihrem Wil=len zu richten. Denken Sie auf keine Hinder=

niſſe, die ſich dieſer Reiſe in den Weg legen möchten; wie geſagt, es iſt für Alles geſorgt. O! meine Wohlthäterin, ich wag' es nicht, mich deutlicher zu erklären; aber Suschens Vermögen iſt doch ganz der Ertrag ihrer Ausſteuer. Ihnen gehört es völlig."

Meinen Adolph wiederſehen, ihn an mein Herz drücken! großer Gott! haſt du mir ſo viel Glück aufgeſpart? Dies war mein erſter Gedanke; aber weiteres Nachdenken vertilgte ihn bald wieder. „Grauſame Freundin, ſagte ich, warum ſtellen Sie ein Mutterherz auf die Probe? Ich Sie verlaſſen? Könnt' ich das, ohne undankbar zu ſeyn? Sind Sie nicht auch meine Tochter? Meinen Sohn und Suschen wieder zuſammen zu bringen, ſteht nicht in meiner Gewalt; und doch fühl' ich es ſehr lebhaft, daß es mir unmöglich ſeyn würde, mit Einem von Beiden zu leben, ohne mit Sehnſucht den Andern zu vermiſſen. Mein Sohn! Suschen! Schmerz und Troſt meines Lebens!

O mein Gott! rief ich und fiel auf die Knie, mein Gott! erbarme dich mein!"

Ich blieb in dieſer Stellung, die Hände feſt gegen meine Stirn gedrückt, und fürchtete, der Gewalt der Regungen nicht widerſtehen zu können, die mein ganzes Weſen aufzulöſen drohten. Madame Depréval gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und ſprach verſchiedne Worte mit ſich ſelber, wovon die Töne mir nur unvernehmlich hörbar waren. Ich konnte nichts deutlich unterſcheiden, als das oft wiederholte Wort Standhaftigkeit, und lange Seufzer, die mir das Herz durchbohrten. Endlich näherte ſie ſich mir, nahm mich in ihre Arme, um mich auf meinen Stuhl niederzuſetzen, und blieb lange völlig unbeweglich vor mir ſtehen.

„Ich rechnete auf die Standhaftigkeit der Frau von Senneterre, ſagte ſie, ohne ihre Rede gerade an mich zu richten; aber ſie iſt ſchwächer als Suschen. Es war ein Zeitpunkt in meinem Leben, wo man die Aufopferung

aller meiner Neigungen von mir heiſchte; die Ehre und die Mutter desjenigen, den ich liebte, zeichneten mir den Pfad meiner Pflicht vor; meine Seele war entſchloſſen, und meine Pflicht ward erfüllt. Und war es, um einen Sohn wieder zu ſehen, ein meinem Herzen theures Weſen, daß ich denen entſagen ſollte, bei denen mir meine Kindheit ſo ſanft dahin gefloſſen war? O mein Gott! du allein wußteſt, was damals in mir vorgieng. Sie weinen, gnädige Frau! Vergleichen Sie Ihre Lage mit der meinigen. Alles iſt Glück für Sie; alles iſt Unglück für mich. Gekränkt durch das Vergangene, niedergebeugt durch das Gegenwärtige, hab' ich nicht einmal beſſere Ausſichten in die Zukunft!"

„Was für einen Augenblick, liebes Suschen, benutzten Sie jetzt dazu, mir mein zu ſtrenges Betragen gegen Sie vorzuwerfen!"

„Vorzuwerfen! Ich? — Ach! gnädige Frau, das iſt nicht Ihr Ernſt. Sie thaten, was Sie thun mußten; und mein ganzes Leben

ſoll Ihnen beweiſen, daß Suschen weit davon entfernt iſt, ihre Wohlthäterin anzuklagen. Aber wenn ich Sie wanken ſehe . . . .“

„Wirf mir alſo auch meine Freundſchaft gegen dich vor, grauſames Kind! rief ich aus. Wirf mirs vor, daß ich meine Erkenntlichkeit nicht zu beſiegen, daß ich dieſem unwiderſtehlichen Zauber nicht auszuweichen weiß, der dich in meinem Herzen mit meinem Sohne ganz in Eins verwebt hat! Du allein haſt mich in dem bitterſten Grame wieder aufgerichtet; ohne dich würd' ich vielleicht nicht mehr ſeyn; und da ich dich unglücklich weiß, ohne den liebreichen Zuſpruch und Rath einer Mutter — denn ich bin die deinige — ſo ſoll ich dich verlaſſen! Ach! Suschen, in der traurigen Lage, an die du mich ſo grauſam erinnerſt, war die Pflicht auf der einen Seite, und Schimpf oder Glück auf der andern; aber in meiner jetzigen Lage ſind Pflicht, Glück und Verzweiflung dergeſtalt getheilt, daß mein Herz zerriſſen wird, ohne ſich für etwas entſcheiden zu kön-

nen. Warum haſt du mir dieſe Reiſe vorge-ſchlagen?“

„Weil Sie ſelbſt niemals darauf würden gefallen ſeyn, ſie laut zu wünſchen, gnädige Frau, und weil die Ehre, Ihnen Ihren Sohn wiederzuſchenken, mir den Schmerz linderte, von meiner Wohlthäterin getrennt zu werden. Wollt' ich es wagen, meine geheimſten Gedanken zu erforſchen, ſo würd' ich vielleicht die Belohnung meines Verhaltens in der Gewißheit finden, daß er es erfahren wird, ich ſey es, die ihm ſeine Mutter wiedergeſchenkt hat. Bin ich es nicht, durch die er ihrer beraubt wurde? ſetzte ſie hinzu, und warf ſich mir in die Arme. Aber Sie ſind auch darüber auf Suschen nicht böſe; Sie haben ja geſagt, daß ſie die Tochter Ihres Herzens ſey. Suschen, das unglückliche Suschen, die Tochter der Frau von Senneterre! Und ich könnte mich über mein Schickſal beklagen? Ach! ich fühlte es noch nie ſo ſehr als jetzt: es ſind nicht die Glücksumſtände, es iſt die Freundſchaft, es iſt die Tugend,

wodurch Menſchen einander näher gebracht werden.“

Ich hielt ſie an meinen Buſen gedrückt, und unſre Thränen floſſen in einander, als Herr Depréval hereintrat.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, ſagte er zu mir, indem er uns mit erſtaunten Blicken anſah; aber ich ſuchte meine Frau, um ihr zu ſagen, daß ſie von dem Bal nicht wegbleiben kann, zu dem ich ſie auf morgen verſprochen habe. Ob mir's gleich gar nicht recht war, ſo hatte ich doch darein gewilligt, daß ſie nicht mit auf den Bal gehen ſollte; aber ſie iſt ſeit einigen Tagen ſo niedergeſchlagen, daß ich ſehr froh bin, dieſe Gelegenheit zu finden, wo ſie ſich zerſtreuen muß. Nicht wahr, gnädige Frau? eine junge Dame muß ſich zuweilen herausreiſ- ſen? Ich kann mich gar nicht in ſie finden, ſetzte er hinzu, indem er bemerkte, daß Sus- chen durch eine Kopfbewegung ſich merken ließ, daß ſie zu dem Bal nicht Luſt hatte; was fehlt

ihr denn eigentlich? Will ſie vielleicht ihre Juwelen anders faſſen laſſen, ſo hab' ich nichts dawider. Will ſie neue haben? Laſſe ſie ſich welche kaufen! Ich weiß gar wohl, daß ſich meine Frau von keiner andern muß verdunkeln laſſen; auch merk' ich wohl, daß man immer nur ſie allein bewundert; und das macht mir Ehre. Wenn man Geld hat, muß man ſich nicht damit herausputzen? Es giebt ſo viele Leute, die kein Geld haben, daß es ein Glück iſt, zeigen zu können, daß man ihnen nicht gleich iſt. Aber ich ſtöre Euch; Ihr weinet da Beide mit einander aus vollem Herzen .... Sonderbar; ich habe in meinem Leben nicht geweint. Zwar freilich, als ich noch klein war, und ſo in der ſtrengſten Kälte fort mußte .... Aber das iſt ſchon ſo lange her! Ach! ich weiß ſchon, was Ihr habt; es iſt die große Reiſe, nicht wahr? Iſt das nicht ein herrlicher Einfall von meiner Frau? Ich wäre nie darauf gefallen, nie! ob es gleich mit gewiſſen Maaßregeln die leichteſte Sache von der Welt iſt.

Aber meine Frau denkt für uns beide; ſie hat einen ſo trefflichen Kopf!“

„Und ein noch trefflicheres Herz, mein Herr, ſagte ich zu ihm. Sie haben wohl Urſache, auf ſolch eine Frau ſtolz zu ſeyn; die Juwelen ſind ihr geringſter Schmuck.“

„Aber ſie können doch auch nicht ſchaden, gnädige Frau, ſie können doch nicht ſchaden, ob ich gleich mit Ihnen darüber einig bin, daß ſie immer ſchön iſt. Nun, was ſagen Sie denn von der Reiſe? Sind Sie zufrieden damit?“

Suschen ließ mich nicht zur Antwort kommen. „Mein Lieber, ſagte ſie zu ihrem Manne, ſollteſt du wohl glauben, daß die Frau von Senneterre gütig genug iſt, um in ihrem Herzen zwiſchen der Freude, ihren Sohn wieder zu ſehen, und dem Schmerz, uns zu verlaſſen, zweifelhaft zu ſeyn? Ich war über die Bezeugungen ihrer Freundſchaft ſo gerührt,

daß ich, als du hereinkamſt, ihr nur durch Thränen unſre Erkenntlichkeit ausdrücken konnte.“

„Das iſt ſehr brav von ihr, das ſie uns lieb hat; denn wir haben ſie auch lieb. Ich ſag' es ihr nicht; denn ich weiß, daß du es ihr beſſer zu ſagen weißt, als ich. Aber du wirſt auch ſagen müſſen, daß ich niemals etwas dawider hatte, wenn du für ſie etwas wünſchteſt. Das Gegentheil vielmehr; iſts nicht wahr?“

Suschen antwortete ihrem Manne bloß mit einer herzlichen Umarmung.

„Wahrhaftig, ſagte er, indem er ſich die Hand über die Augen ſtrich, ich glaube, du bringſt auch mich zum Weinen. Was doch die Weiber über uns vermögen! — Freilich nicht alle; aber die gute Frau von Senneterre, die dich hat ſchreiben lernen laſſen, die in unſer Haus, ſeitdem ſie darin iſt, ſo viel Ordnung gebracht hat, daß wir bei der Hälfte des vorigen Aufwandes dennoch mehr wie Leute vom

Stande leben. Und dann werd' ich die Ausſteuer nie vergeſſen. Denken Sie noch wohl daran, gnädige Frau? fragte er mich mit lachendem Munde? „Wie viel brauchen Sie wohl, Herr Chenu?“ Denn damals hieß ich noch Chenu. „Gnädige Frau ....“ Ich war ſo verlegen, und doch thaten Sie gar nicht ſtolz. — „Sie müſſen mirs durchaus ſagen.“ — Je nun, gnädige Frau, ſechshundert Livres .... Damals war das ſchon viel. — „Machen Sie ſie glücklich, Herr Chenu, und rechnen Sie von dieſem Augenblick an auf eine Ausſteuer von zwölfhundert Livres.“ — Ich frage Sie nun, gnädige Frau, iſt ſie nicht recht glücklich geworden? Nicht wahr, mein kleines Suschen, — unter uns kann ich dich wohl Suschen nennen, — biſt du nicht recht glücklich?“

„Ja, mein Lieber,“ ſagte ſie mit erzwungenem Lächeln.

„Nun ſieh, die Abrede war ſo: die Frau von Senneterre reiſet in vier Tagen ab, und

du gehſt morgen auf den Bal; denn ich verlange durchaus, daß du dir ein Vergnügen machen ſollſt. Willſt du mirs noch einmal abſchlagen?“

„Nachdem es kommt, erwiederte ihm dieſe intereſſante Frau mit der offenſten und heiterſten Miene. Soll ich morgen zum Bal gehen, ſo mußt du mir verſprechen, daß wir die Frau von Senneterre bis Antwerpen begleiten wollen. Wir, ſag' ich; denn du mußt nothwendig mitreiſen. Dadurch werden wir Beide, ſagte ſie zu mir, eines uns zu übermächtigen Schmerzes überhoben werden.“

„Und du kommſt auf den Bal?“ — Ja, mein Lieber. — „In einem prächtigen Anzuge?“ — Ja, mein Lieber. — „Du kaufſt dir neue Juwelen?“ — Ja, mein Lieber. — „Nun gut, ſo iſt alles richtig, ſagte er, und rieb ſich die Hände. Verſchiedne Leute, denen wir Aufträge gegeben haben, ſind noch mit allerlei Geſchäften in Rückſtand; und ich will bei dieſer Gelegenheit alles das ſelbſt in Augenſchein

ſchein nehmen. Auf dieſe Art wird unſre Handelsgeſellſchaft die Koſten meiner Reiſe größtentheils tragen müſſen.“ Er gieng als der vergnügteſte Mann auf der Welt von uns hinweg.

„Sie erhalten doch Ihren Zweck, meine Liebe,“ ſagte ich zu ihr, ſo bald wir allein waren. — „Wir ſprechen darüber, wenn wir einmal ruhiger ſind, antwortete ſie mir. Muß ich nicht auf meine Toilette zum Ball denken?“ Mit dieſen Worten gieng ſie in ihr Zimmer.

Als ich wieder mir ſelbſt überlaſſen war, bemühte ich mich vergebens, alle meine Gedanken einzig auf den geliebten Sohn zu richten, den ich wiederſehen ſollte. Ich dachte an nichts als an Suschen, deren Betragen meine Dankbarkeit und Bewunderung ſo ſehr rege machte. Ich ſagte mirs einmal über das andre, wie ſehr ihre Geſinnungen ſie über Rang und Vermögen erhöben, und bedauerte es innigſt, daß ich ſie ſo hingeopfert hatte. Ich fühlte es zu ſehr, daß, ohne das bei ihr zurückgebliebne zärtliche Andenken an meinen Sohn,

ihr Glück mit Herrn Depréval doch nicht mehr geſichert würde geweſen ſeyn. Je mehr er ſich Mühe gab, ſeinen Chenu vergeſſen zu machen; deſto mehr erinnerte er Andre und ſich ſelbſt daran. Sein treffliches Weib hingegen ſchien darum nur noch immer Suschen ſeyn zu wollen, um ſich deſto leichter über ſich ſelbſt zu heben. Ich bildete mir ein, ſie ſuche ſich jetzt vom allem dem loszumachen, wodurch ſie genöthigt wurde, ſich immer mit ihrer vorigen Liebe zu beſchäftigen; und die edle und muthvolle Art, womit ſie dieſe Pflicht erfüllte, legte mir die Verbindlichkeit auf, ihr mein Mißvergnügen über unſre Trennung, und zugleich auch die Freude zu verbergen, die mir die Wiederumarmung meines Sohns machen würde.

Da ich mich nicht des Vergnügens berauben wollte, ſie in den wenigen Tagen, die wir noch beiſammen ſeyn würden, ſo oft als möglich zu ſehen, ſo vermied ich mit einer Vorſichtigkeit, wozu ſie mir ſelbſt das Beiſpiel gab, alle Gelegenheiten, mit ihr unter vier Augen zu

ſeyn, und war, wider meine Gewohnheit, lie⸗ber in ihrem Zimmer, als in dem meinigen. Auch war ich mit bei der Toilette zugegen, die ſie ihrem Manne, zur Belohnung ſeiner Ge⸗fälligkeit, zu machen verſprochen hatte. Welch ein Reichthum war in ihrem Anzuge! aber vornehmlich, welch ein edler Geſchmack in ih⸗rer Art, denſelben anzulegen! Die geübteſte Koketterie iſt doch immer beſchränkt in ihren Maaßregeln; der Geſchmack einer jungen und gefühlvollen Frau hingegen iſt wirklich ohne Gränzen. Meine junge Freundin war in der That entzückend; und jede Andre außer mir hätte glauben können, ſie genieße wirklich ein Vergnügen, das ihrem Alter, und vorzüglich ihrem Geſchlechte, ſo natürlich iſt. Als ihre Aufwärterinnen weggegangen waren, reichte ſie mir die Hand.

„Sie ſehen mich mit den Augen einer Mutter an, ſagte ſie zu mir; wenn aber der Neid, den ich erregen werde, in das Innere meines Herzens blicken könnte, ſo würde ſein

Triumph wahrlich ſehr groß ſeyn. Welch ein peinlicher Zwang! Lächeln auf den Lippen, und Tod im Herzen. Aber das iſt faſt allemal das Loos des Reichthums, der ſich die zu Feinden macht, die er demüthigt, ohne die Glückſeligkeit derer zu vergrößern, die ihn zeigen. Ach! wenn es mir jemals gelingen ſollte, nach meinem Geſchmack leben zu können, ſo würde ich in einer erwünſchten Mittelmäßigkeit nicht das Glück, denn darauf hab' ich Verzicht gethan, ſondern Ruhe und Selbſtgenuß ſuchen. Wie viele Unglückliche, die ihr Schickſal nicht verdient haben, würden von dem Werthe des Aufwandes leben können, der mir ſo äußerſt drückend iſt!" Herr Chenu trat herein, von zwei jungen Leuten begleitet, und unterbrach eben zu rechter Zeit unſer Geſpräch.

Der Augenblick meiner Abreiſe kam herbei. Auguſtine ſagte mir das zärtlichſte Lebewohl, und fand in der Gewißheit, bei Madame Depréval zu bleiben, eine Linderung des Schmerzens, den ſie aus herzlicher Freundſchaft bei

meiner Abreiſe fühlte; eben dieſer Grund mach-
te auch mir dieſe Trennung minder ſchmerzhaft.
Der Mann dieſes herrlichen Geſchöpfs lief vor
unſerm Wagen her. Herr Depréval führte
unterweges allein das Wort. Seine Frau und
ich, wir konnten bloß einander anſehen, unſre
Thränen verbergen, und wünſchen, daß uns
dereinſt ein günſtiges Schickſal wieder zu ein-
ander führen möchte. Endlich gieng ich mit
Auguſtinens Manne zu Schiffe.

Ich will die Erinnerung alles deſſen, was
ich damals erlitt, nicht wieder erneuern; es
giebt gewiſſe Lagen, zu deren Schilderung ge-
wöhnliche Worte nicht hinreichen. Glücklich
ſind die, welche die ſchrecklichen, herzzerreiſſen-
den Gefühle nie gehabt haben, wenn ein Schiff,
von den Winden fortgetrieben, uns gewaltſam
von unſern Freunden in dem Augenblick ent-
fernt, wo wir noch mitten in gegenſeitigen Be-
zeugungen der Zärtlichkeit begriffen ſind. Man
glaubt ſie zum letztenmal an ſeinen Buſen zu
drücken, und man umarmt bloß die leere Luft.

ein furchtbares Bild der Zukunft, die ſich vor unſern Augen öffnet. Armes Suschen! du allein beſchäftigteſt mich damals; aber das Verhängniß wollt' es nun einmal, daß, fern oder nahe, du allein die Gefühle meines Herzens beherrſchen ſollteſt. Kaum war ich in das Schiff getreten, als mein Begleiter mir ein verſiegeltes Packet einhändigte. Depréval hatte ihm befohlen, es mir nicht eher zu geben, als in dem Augenblicke, wo die Elemente uns würden getrennt haben. Ich öffnete es, und fand darin eine Doſe, deren Koſtbarkeit mich würde ſehr aufmerkſam gemacht haben, wenn ich nicht alle meine Gedanken ſogleich auf das Bildniß meiner theuren Freundin geheftet hätte. Ich ſah ſie hier nicht ſo, wie ich ſie verlaſſen hatte, ſondern in ihrer ländlichen Tracht, einem Symbol der Reinlichkeit des Herzens, die ſie in allem ihrem Reichthume behalten hatte. Ich öffnete die Doſe, und ſah, daß dies Geſchenk wieder eine neue Erfindung ſeiner Erkenntlichkeit war. Denn in der Doſe lagen

mehrere Banknoten, und dabei die wenigen Worte von ſeiner Hand: Suschens Ausſteuer und Herz.

Ich kam ohne den mindeſten Unfall in London an, und ſah endlich meinen ſo ſehnlich gewünſchten Adolph wieder. Indem ich ihn in meine Arme ſchloß, vergaß ich alles meines Unglücks. Wie ſehr fand ich ihn verändert! Welche Spuren von Traurigkeit hatten ſeine Schickſale auf ſein Geſicht eingedrückt, das ehedem ein lebendiges Bild der Anmuth und Heiterkeit war! Aber wie viel Männliches und Geſetztes hatte zugleich ſein Charakter erhalten, dem Natur und Erziehung eine ſo vortheilhafte Anlage gegeben hatten! Wenn es wahr iſt, daß die Franzoſen das leichtſinnigſte von allen Völkern ſind; ſo iſt es auch nicht minder wahr, daß ſie die einzige Nation ſind, die das Unglück nicht treffen kann, ohne in ihr treffliche Eigenſchaften zu entwickeln, welche ſelbſt ihren Feinden Bewunderung abnöthigen. In einem Alter von ſechs und zwanzig Jahren war mein

Sohn ein Mann, der jeder Regierung Ehre gemacht hätte, und den jede Andre, als eine Mutter, nicht hätte lieben können, ohne auf ihre Liebe ſtolz zu ſeyn. Aus den Freundſchafts-bezeugungen, die ich von der Birtonſchen Familie erhielt, konnte ich leicht abnehmen, wie ſehr mein Sohn bei ihr beliebt war.

Als ich mich allein in meinem Zimmer befand, konnt' ich nicht umhin, zu überlegen, wie gefährlich es ſeyn würde, meinen Adolph von Suschen zu unterhalten, die in ſeinen frühern Jugendjahren das Loos ſeines Lebens auf immer entſchieden hatte. Ich fühlte aber wohl, daß es mir unmöglich ſeyn würde, ihm von mir etwas zu ſagen, ohne von meiner Freundin zu reden; auch fühlte ich ſehr lebhaft das Bedürfniß, meine Erkenntlichkeit auszudrücken. Suschens Bild war meinem Herzen eingeprägt; ihr Name ſchwebte jeden Augenblick auf meinen Lippen. Von ihr zu ſchweigen, ſchien mir ein ganz unmöglicher Zwang. Ich hätte geglaubt undankbar zu ſeyn, wenn

ich ihm den Namen meiner Wohlthäterin verhehlt hätte. Freilich klagte ich mich dadurch über mein ehemaliges Verhalten an, wenn ich ſie nannte; aber die Wahrheit allein vertrug ſich mit der Gerechtigkeit und mit meinen Gefühlen; ich entſchloß mich alſo, ſie zu ſagen.

Mein Sohn kam, wie ichs vermuthet hatte, gleich bei meinem Erwachen zu mir, voll von der ſo natürlichen Sehnſucht, alles zu erfahren, was Beziehung auf ſeine Mutter hatte. Ich verſchwieg ihm nichts von den Unglücksfällen, die mir begegnet waren; aber meiner Wohlthäterin gedachte ich nicht anders, als unter dem Namen der Frau von Depréval. Mit wie vieler Empfindung flehte er zum Himmel um alle ſeine Segnungen für dieſe Frau, die ihn wieder mit mir zuſammengebracht hatte, indeß er hier in der Ferne über die Folgen einer ſo unglücklichen Leidenſchaft ſeufzte! „Ach, beſte Mutter, wenn ich je das Glück habe, die Frau von Depréval zu ſehen, ſo will ichs ihr auf den Knieen danken, daß ſie das Unglück

gelindert hat, in welches Ihr Sohn Sie brachte. So viel Güte, ſo viel Großmuth, und, wie Sie ſagen, mit der vollkommenſten Schönheit vereint! Wenn dieſe Frau nicht glücklich iſt, für wen hat denn die Gottheit das Glück aufgeſpart?" — „Man denkt ſo gern, ſagt' ich, recht oft und beſtimmt an Perſonen, die man nie geſehen hat, und von denen man oft reden hört. Da es mir ſehr peinlich ſeyn würde, dich nicht von meiner Freundin unterhalten zu können, ſo ſieh hier ihr Bild, mein Sohn, und ſage mir aufrichtig, ob meine Unterredung von ihr nicht deine Ruhe ſtören wird." Hier gab ich ihm meine Doſe.

Er betrachtete Suschens Bildniß, und richtete nun einen Blick auf mich, der mich über die Probe, die ich wagte, zittern machte: „Unglücklicher! rief er aus, ihr Bild folgt dir doch überall! — Ach! beſte Mutter, mußten Sie das Herz Ihres Sohnes zerreiſſen? ſetzte er nach langem Stillſchweigen hinzu, während deſſen er immerfort das Bildniß betrachtet hat:

te; das ſind ja alle die Züge der Unglücklichen, die mich von meiner Mutter getrennt hat; aber was haben denn dieſe Züge mit derjenigen gemein, die mir ſie wiedergab?" — Die Frau von Depréval, ſagte ich zu ihm, meine Wohlthäterin, ſie, die dich von mir entfernt, ſie, die mich wieder zu dir gebracht hat, kurz, dieſe Frau, die mich die härteſten und erfreulichſten Begegniſſe des Lebens kennen lehrte, iſt keine andre, als .... Suschen! Antworte mir, mein Sohn, wird es mir unterſagt ſeyn, von ihr zu reden?

„Ich verſtehe Sie, meine theuerſte Mutter; und ich wag' es, Ihnen feierlich zu ſchwören, daß meine Liebe niemals Ihrer Dankbarkeit ein Stillſchweigen auflegen ſoll. Gutes, unvergleichliches Suschen! mein Herz hatte dich errathen, und dein Verhalten hat Alles, hat ſelbſt die Verirrungen meines Herzens gerechtfertigt. Wir wollen davon reden, beſte Mutter, wir wollen oft, immerfort davon reden; die Freude kann Ihrem Sohne nicht nachthei-

lig ſeyn. Suschen, die Wohlthäterin meiner Mutter, iſt für mich kein weibliches Geſchöpf mehr; ſie iſt eine Gottheit, deren Namen ich nicht ohne Gefahr, aber auch nicht ohne Vergnügen, kann ausſprechen hören. Es giebt einen gewiſſen Gränzpunkt, wo die Liebe ſich ſelbſt genug iſt; und ich glaube ihn erreicht zu haben. Gutes Suschen, du biſt nicht ſo glücklich als ich, ſetzte er ſeufzend hinzu; du biſt von deiner Mutter getrennt, und biſt nicht mehr frei."

Von dieſem Augenblick an ſagte mir Adolph nichts weiter von ſeiner Liebe; aber täglich bat er mich ſehr, ihm einige Umſtände von der Zeit zu erzählen, die ich bei der Frau von Depréval zugebracht hatte. Die größten Kleinigkeiten prägten ſich ſeinem Gedächtniß ein, und oft erzählte er ſelbſt ſie mir wieder. Unſer Geſpräch endigte ſich nie, ohne daß er die Worte wiederholte: „Das arme Suschen! ſie iſt nicht glücklich: das iſt alles, was mir nahe geht!"

Ich dachte bald darauf, den Mann der Auguſtine wieder zurück zu ſchicken, der mir nicht weiter nöthig war, und den ich doch auch nicht länger von ſeiner Frau und von der Bedienung entfernt halten wollte, die er durch Herrn Depréval erhalten hatte. Mein Sohn belohnte ihm ſeinen Dienſteifer, und ich gab ihm folgenden Brief an meine Freundin mit:

Die Frau von Senneterre an die Frau von Depréval.

„Ich bin glücklich hier angekommen, meine theuerſte Tochter. Meine Reiſe war ſehr traurig, wie Sie leicht glauben werden, Sie, deren Herz mit dem meinigen ſo ganz zuſammenſtimmt. Mein Troſt war die Hoffnung, meinen Sohn wiederzuſehen; und Sie, meine liebſte Freundin, werden in Ihrem gefühlvollen und edelmüthigen Herzen Beruhigung gefunden haben, welches Sie ſo ſehr über alles Perſönliche erhebt, wenn Sie Pflichten zu erfüllen oder Wohlthaten zu erweiſen haben. Ich

ſchicke Ihnen hier Suschens Ausſteuer zurück, deren ich, wie Sie mir ſelbſt zugeben werden, entbehren kann; aber mein Lebelang werd' ich ihr Herz und ihr Bildniß behalten.“

„In der Freude, die mir der Anblick dieſes Bildes macht, genieße ich einen Vorſchmack von der Freude, die es meiner Tochter wird, hier das meinige zu erhalten. Es iſt eben das, welches ich meinem verſtorbnen Gemahl den Abend vor unſerm Hochzeitstage ſchenkte. Wenn er dort in der Ewigkeit alle die Gründe kennen ſollte, aus welchen ich Ihnen dies Bild ſchenke, ſo wird er dies Geſchenk gewiß ungemein billigen. Zeit und Gram haben demſelben ſeine Aehnlichkeit benommen; aber Zeit, Unglück oder Glück werden Sie nicht hindern, beim Anblick dieſes Bildes zu ſagen: Immer, immer meine Mutter! ſo wie ich bis zu meinem letzten Seufzer ſagen werde, ſo oft ich das Ihrige betrachte: Immer, immer Suschen!“

Ich habe meinen Sohn wiedergefunden, und will Ihnen nur bloß ſagen, daß Alles,

was nur irgend die Eigenliebe rechtfertigen kann, die ſo natürlich iſt, wenn man von ſeinen Kindern redet, ſich in ihm vereint. Seine Geſundheit iſt ſehr gut; und die Freude, mich wiederzuſehen, und die glückliche Lage ſeiner Wohlthäterin zu erfahren, hat zum Theil die Schwermuth vermindert, von der man mir geſagt hatte, und die mir am erſten Tage nach meiner Ankunft ſehr auffiel.“

„Ohne wieder ſo bemittelt geworden zu ſeyn, als er vorher war, genießt er doch einer ſehr guten und bequemen Lage ſeiner Glücksumſtände. Mein Bruder, der auf eine ſo ſchreckliche Art zu St. Domingo geſtorben iſt, hatte funfzigtauſend Thaler bei einem Kaufmann in Philadelphia belegt, der ein Korreſpondent und Handelsgenoſſe des Herrn Birton iſt, bei dem wir wohnen. Er iſt es, der meinen Sohn dieſer vortrefflichen Familie empfohlen hat, als er Frankreich näher zu kommen wünſchte, in der Hoffnung, dann wenigſtens auf eine leichtere Art Nachrichten von ſeiner

Mutter erhalten zu können. Mein Sohn war noch minderjährig; und außerdem gehörte jene Summe mir; zum Glück aber verſtatten die Geſetze dieſes Landes in Anſehung der ausgewanderten Franzoſen denen, die ſich dort aufhalten, ihre Gelder im Voraus zu heben, bloß unter der Bedingung, ſie dem erſten Beſitzer, wenn er ſich auffindet, wieder auszuzahlen. Auch müſſen ſie einen körperlichen Eid darauf ſchwören, kein Geld aus dem Lande zu ſchikken. Adolph war alſo vor dem Mangel geſichert; und da die Hauptſumme in Herrn Birton's Handlung geblieben iſt, ſo hat ſich das Kapital nach und nach vergrößert. Sie ſehen, liebſte Freundin, der Himmel hat die Gebete erhört, die ich für meinen Sohn zu ihm that. O! gewiß erhörte er auch die Wünſche, die er für ſeine Mutter that, als er mich Ihnen zuführte."

„Es iſt wahrſcheinlich, daß Adolph nie daran gedacht hat, Miß Anna Birton zu heirathen, die wirklich ſo ſchön iſt, als man ſie

uns beſchrieben hat. Denn ſeit meinem Hierſeyn bittet er mich inſtändig London zu verlaſſen, wo der Aufenthalt nichts Angenehmes für mich haben könne, und ein kleines Gut zu kaufen, worauf ich ganz in der Stille und nach meiner alten Weiſe würde leben können. Sie haben mir gezeigt, liebes Suschen, daß Wohlthätigkeit die ſchönſte aller Tugenden iſt, und daß edle Seelen immer Veranlaſſungen finden, um dieſe Tugend nie abzulegen. Freilich wird mir das Landleben ſehr gefallen; mir bürgt dafür ſchon das Vergnügen, welches ſich Adolph davon verſpricht, mit mir auf dem Lande zu leben, und wir wollen dieſen Plan ernſtlich in Ueberlegung nehmen. Wenn es, wie ich hoffen will, die Umſtände dereinſt erlauben ſollten, daß Sie, meine Beſte, mir dort einen Beſuch machten, ſo würde ich alles das Glück genießen, was mein Herz bis dahin unaufhörlich wünſchen wird."

„Leben Sie wohl, meine theuerſte Freundin, und verſäumen Sie ja keine Gelegenheit

mir zu ſchreiben. Ihre Mutter ſegnet Sie, umarmt Sie, und empfiehlt Ihnen die Ausübung der Tugenden, die Ihnen ſo leicht ſind."

N. S. „Mein Sohn wollte ein Paar Worte zu meinem Briefe hinzuſetzen; ich hielt es aber für ſchicklicher, daß er an Ihren Gemahl ſchriebe; und dieſen Brief lege ich bei."

Adolph von Senneterre an Herrn Depréval.

„Mein Herr,"

„Empfangen Sie meinen herzlichſten Dank für die vielen Gefälligkeiten, die Sie meiner Mutter erwieſen haben. Ich weiß Ihnen meine Erkenntlichkeit dafür nicht mit Worten auszudrücken; ich fühl' es aber ſehr lebhaft, daß ſie nicht eher, als mit meinem Leben, ein Ende nehmen wird. Haben Sie die Güte, bei Ihrer Frau Gemahlin der Dollmetſcher meiner Empfindungen zu ſeyn. Was mir meine Mutter von ihren trefflichen Eigenſchaften und von ihrem gefühlvollen Herzen geſagt, hat mich

daran erinnert, daß ich ſchon in ihrer Kindheit alle die Eigenſchaften ahnete, die ſie dereinſt beſitzen würde. Wenn man Alles um ſich verändert ſieht, ſo iſt man höchſt glücklich, in ſeinen Erinnerungen etwas wiederzufinden, das uns wieder in unſre ehemalige Lage verſetzt; und Nichts kann mir dieſelbe aus einem Geſichtspunkte wieder darſtellen, der meinem Herzen ſo ganz erwünſcht wäre, als die Freundſchaft, welche jetzt Ihre Frau Gemahlin mit meiner Mutter verbindet. Ich habe die Ehre zu ſeyn, u. ſ. f."

Herr Birton bemühte ſich ſo ſehr, uns gefällig zu ſeyn, daß ich ſchon fünf Wochen nach meiner Ankunft in England den Ankauf eines Landguts machte, das meinen Wünſchen ſowohl, als, in Anſehung der Koſten, meinen Umſtänden völlig gemäß war. Es lag nur zwanzig engliſche Meilen von London. Wir begaben uns alſo Beide dahin, mein Sohn und ich, und erhielten dort einen Beſuch von der Familie dieſes würdigen Kaufmannes, der ſich

ein Vergnügen daraus machte, uns durch dieſen Beſuch einen Beweis zu geben, wie ſehr er unſern Umgang und unſre Freundſchaft beizubehalten wünſchte.

Als Herr Birton zu uns kam, gab er mir einen Brief, den er nach meiner Abreiſe erhalten hatte. Er war von Suschen. Ich nahm den erſten Augenblick wahr, wo ich allein ſeyn konnte, um ihn zu leſen; voller Freude, zu gleicher Zeit in der Mitte meiner neuen Freunde zu ſeyn, und mich eine Weile mit der Herzensfreundin zu unterhalten, die ich in Frankreich zurück gelaſſen hatte. Wie ward mir aber, als ich folgende Nachrichten las!

Frau von Depréval an die Frau von Senneterre.

„Wie ſehr, gnädige Frau, würd' ich mich beklagen, jetzt von Ihnen getrennt zu ſeyn, wenn das Glück, deſſen Sie genießen, meinen Klagen nicht ein Stillſchweigen auflegte! Nie hat Ihr Suschen ſo ſehr Ihres Raths und

Ihrer Tröſtungen bedurft. Herr Depréval iſt nicht mehr. Ein ſchrecklicher Unfall hat mir einen Gemahl geraubt, den ich lieben mußte, weil er mein Glück gemacht hat, ſo weit es in ſeinem Vermögen ſtand. Meine Thränen ſind aufrichtig; das glauben Sie mir gewiß, gnädige Frau, da Sie Zeugin ſeiner vielen Güte gegen mich geweſen ſind; und noch mehr werden Sie mirs glauben, wenn ich Ihnen die Art ſeines Todes erzähle."

„Kaum waren wir wieder nach Paris gekommen, als Herr Depréval, betroffen über den Gram, der mich verzehrte, und den ich ihm, alles Beſtrebens ungeachtet, nicht verbergen konnte, der Meinung war, ein mir zu Ehren angeſtelltes Feſt würde mir zur Zerſtreuung dienen können. Er hat mich genöthigt, den Winter über ſo viel Bällen beizuwohnen, daß wir nicht umhin konnten, auch einmal in unſerm Hauſe diejenigen beiſammen zu ſehen, die uns zu ſich eingeladen hatten. Ich hatte nichts dawider; und Sie wiſſen ohnehin, daß

ich mich niemals dem widerſetzte, was ihm Vergnügen machte. Die Anſtalten zu dieſem Feſte waren für ihn eine ſehr erwünſchte Beſchäftigung, und er ſetzte ſeinen Ehrgeiz darin, Alles, was er geſehen hatte, zu übertreffen.“

„Er ließ niederreiſſen und aufbauen, um einen großen Saal ganz nach ſeinen Wünſchen einzurichten; er war immer bei der Arbeit zugegen geweſen, und freuete ſich nun ihrer Vollendung. Der Mann unſrer Auguſtine kam zurück, und überreichte mir das von Ihnen mitgegebene Packet. O! meine theuerſte Mutter! mit wie vielen Küſſen bedeckte ich dieſe mir ſo heiligen Schriftzüge! wie inbrünſtig war mein Vorſatz, mich immerfort einer für Ihre unglückliche Tochter ſo ehrenvollen Freundſchaft würdig zu machen! Ich eilte, Herrn Deprèval den Brief Ihres Herrn Sohnes zu bringen. Ich laufe nach ſeinem Zimmer; man ſagt mir, er ſey mit einigen Arbeitsleuten in dem Saal. Ich gehe dahin, umarme ihn in voller Freude meines Herzens, und überreiche ihm den Brief.

Während ich ihm denſelben vorlegte, ſtürzt ein Kronleuchter, den man eben aufhängt, und unter dem er ſteht, auf ihn herab, und wirft ihn zu Boden. Ein Stück Kriſtall dringt ſo tief in ſeinen Kopf, daß er auf der Stelle alles Bewußtſeyn verliert. In ſeinem Blute ſchwimmend laſſ' ich ihn auf ſein Bette tragen. Er ſchreit laut vor Schmerz, und ſein Geſchrei zerreißt mein Herz. Die herbeigerufenen Wundärzte geben vor der Operation keine Hoffnung; und während derſelben ſtirbt er unter den ſchrecklichſten Schmerzen."

„Völlig verlaſſen, ohne Eltern und Verwandte, ohne Kenntniß und Erfahrung, ohne allen Freund, und durch dieſen plötzlichen, gewaltſamen Tod in die äußerſte Beſtürzung verſetzt, ächzte und winſelte ich einſam in meinem Zimmer, als Auguſtine den Muth hatte, mir alles Schreckliche meiner Lage zu eröffnen. Seit unſerm Aufenthalte in Paris hatte Herr Depréval ſich davon entwöhnt, mir ſeine Angelegenheiten anzuvertrauen; ſeine Handelsge-

noſſen hatten ihm eingebildet, das ſey äußerſt lächerlich. Da ich jetzt mich genöthigt ſah, ſeine Papiere zu unterſuchen, und mir von den Buchhaltern Rechnung ablegen zu laſſen, ſo hab' ich mich gar bald überführt, daß alle dieſe glänzende Wohlhabenheit auf keinem feſten Grunde beruhte. Ein großer Geldumlauf machte es ihm leicht, großen Aufwand zu machen. Er hat viele Schulden ausſtehen; aber weil er mehr ſeine Eitelkeit, als irgend eine andre Rückſicht, zu Rathe zog, wenn er auslieh und borgte, ſo hatten die meiſten ausgeſtellten Scheine keinen wirklichen Werth. Auch hat er ſelbſt noch Schulden; und da noch oben drein durch die jetzige Regierung viele Rückſtände abgeſetzt ſind, ſo iſt nichts ſchwerer, als dergleichen Rechnungen aufs Reine zu bringen, ſo bald in dem Handelsverkehr ein Stillſtand eintritt. Hierzu kommen noch die Anſprüche und Forderungen ſeiner Angehörigen, deren ſchon Einige von meinem Hauſe Beſitz genommen haben, die mich als eine Störerin ihrer Rechte, oder

als ein Hinderniß ihrer Raubſucht anſehen. Sie werden ſich alſo hieraus ungefähr eine Vorſtellung von meiner jetzigen Lage machen können.“

„Alle meine Bekannte laſſen ſich nicht weiter ſehen; dies wundert und kränkt mich indeß nicht ſehr. Wär' ich ungebunden in meinem Benehmen geweſen, ſo würde ich ſie früher aufgegeben haben, als ſie mich; denn dieſe Trennung wird bloß durch den Zeitpunkt auffallend, den ſie wählen. Ich weiß wohl, daß ſie zur Entſchuldigung ihres niedrigen Betragens gegen mich mir Schuld geben, ich habe meinen Gemahl durch meinen Aufwand und durch meine Koketterie ins Verderben gezogen. Aber ich hab' es von Ihnen, beſte Mutter, gelernt, daß es keinen zuverläſſigern Richter giebt, als unſer Gewiſſen; und das meinige iſt völlig ruhig. Ach! wenn Sie noch bei mir wären, ſo würd' ich kein Bedenken tragen, alle meine Rechte den Erben meines Gemahls abzutreten; denn ich bin verſichert, daß von ſei-

nem Vermögen noch ein Anſehnliches übrig bleiben wird, wenn alle Sachen in Ordnung gebracht ſind. Meine Juwelen allein würden hinreichend ſeyn, daß wir in jenem glücklichen Mittelſtande leben könnten, nach dem mich von je her ſo ſehnlich verlangt hat. Rathen Sie mir, was ſoll ich machen? Einſam, durchaus einſam in der Welt! in meinem Alter! — O! meine liebſte Mutter, Sie werden Ihr Suschen bedauern; Ihre Freundſchaft iſt das einzige Gut, nach welchem ſie trachtet, auch das einzige, welches kein Mißgeſchick ihr jemals entreiſſen kann."

„Ich will es einer Freundin nicht verhehlen, die gewohnt iſt, meine geheimſten Gedanken zu wiſſen: ſehr oft bin ich in Gefahr, dem Mißmuthe nachzugeben; aber wenn ich meine Augen auf Ihr Bildniß richte, wenn ich bedenke, was Sie geweſen ſind, und mit welcher Selbſtverläugnung Sie die Schläge des Schickſals ertragen haben, ſo faßt meine Seele wieder einigen Muth. Aber doch ganz einſam und

verlaſſen in der Welt! Ach, gnädige Frau, dieſer Gedanke iſt ſchrecklich. Wenn ſich nur Ihr Herr Sohn mit Miß Birton verheirathet hätte, ſo dürft' ich wenigſtens hoffen, daß Ihre Arme mir offen ſtünden. Aber daran iſt nicht zu denken; das fühl' ich nur allzu ſehr." —

Als ich wieder zu der Geſellſchaft kam, die ich bei mir hatte, gab ich mir alle mögliche Mühe, den Kummer zu verbergen, den Suschens Brief in mir erregt hatte; vornehmlich war mirs darum zu thun, daß mein Sohn nichts davon gewahr würde. Er wußte, daß ich Briefe aus Frankreich erhalten hatte, und die Neugierde, die ich in ſeinen Blicken wahrnahm, vergrößerte die Verlegenheit meiner Lage. „Sie befindet ſich wohl, gab ich mir Mühe ihm zu ſagen, und drückte ihm dabei die Hand, dieſen Abend komm zu mir auf mein Zimmer, ſo will ich dir das Weitere mittheilen." Dieſe wenigen Worte waren hinreichend ihn zu beruhigen, und nun konnten wir uns

ganz dem Vergnügen überlaſſen, Herrn Birton's Familie bei uns zu ſehen. Sie erwartete von uns keine laute Fröhlichkeit, ſondern bloß jene ſanfte und gefühlvolle Freundſchaft, die nur dem Herzen eigen iſt, und die ſich ſehr gut mit den mannichfaltigen Empfindungen vertrug, welche Suschens Brief in mir rege gemacht hatte.

„Lieber Sohn, ſagte ich zu Adolph, ſo bald wir unter uns allein waren, hier ſind die Nachrichten, die ich erhalten habe. Lies ſie, und ſage mir ohne Rückhalt, was für Eindruck ſie auf dich machen. Um dir deine Offenherzigkeit zu erleichtern, will ich dir nur ſagen, daß ich jeden Entſchluß, den du faſſeſt, im Voraus billigen werde. Ich weiß, wie viel es mich gekoſtet hat, daß ich geſcheidter ſeyn wollte, als du; künftig werde ich mich begnügen, dir zu rathen, wenn du es verlangſt; aber nie werd' ich über dein Benehmen entſcheiden.“

Jetzt gab ich ihm den erhaltenen Brief. Ich beobachtete ihn ſehr genau, als er ihn las;

aber ſeine Phyſionomie veränderte ſich ſo oft, ſo viele Gefühle wurden in ihr nach einander, und zuweilen auf Einmal, ſichtbar, daß ich unmöglich unterſcheiden konnte, welches Gefühl bei ihm das herrſchende war. Eine Zeit lang ſchwieg er, und fieng von neuem an den ganzen Brief zu leſen, aber mit der größten Ruhe.

„Sie haben mir verſprochen, liebſte Mutter, meinem Willen in keinem Stücke zuwider zu ſeyn; nun wohl! in der unglücklichen Lage, worin ſich Ihre Tochter befindet, iſt nur Ein Ausweg einzuſchlagen. Schreiben Sie ihr, beſte Mutter, dringen Sie in ſie, daß ſie zu Ihnen komme, und laſſen Sie mich Ueberbringer des Briefes ſeyn."

„Dich, Adolph?" rief ich aus. — „Sie iſt ſo ganz verlaſſen, theuerſte Mutter, und Niemand, als Einer von uns, kann ihr zu Hülfe eilen." — „Aber denkſt du nicht daran, wie gefährlich es für dich ſey, nach Frankreich zurückzukehren?" — „Dächt' ich bloß an mich, ſo würd' ich unerſchrocken dieſer Gefahr troz-

zen; aber ich vergeſſe nicht, was ich meiner Mutter ſchuldig bin, und ich ſtehe Ihnen dafür, dieſe Gefahr iſt ſehr unbedeutend gegen die Gründe, die mich bewegen, ſie zu beſtehen. In dieſem Stücke will ich indeß dem Herrn Birton die Entſcheidung überlaſſen; wir wollen ihn um Rath fragen, wenn Sie es wünſchen. — „Alles, was du willſt, mein Sohn, ich ſag' es noch einmal; aber glaubſt du, daß Suschen ſich entſchließen werde, dir zu folgen?“ — „Sie liebt mich alſo nicht mehr, beſte Mutter? Aus Ihren Reden hab' ich ſo oft das Gegentheil vermuthen müſſen.“ — Ich ſchwieg ſtille. „Nun gut, fuhr er fort, wenn ſie aufgehört hätte mich zu lieben, wäre das ein Grund für mich, meinen Entſchluß zu ändern? Bin ich nicht mein ganzes Daſeyn der Wohlthäterin meiner Mutter ſchuldig, ihr, die ſie mir erhalten, die noch mehr gethan, die mir ſie wiedergegeben hat? Sie ſagt, wenn ich verheirathet wäre, würde ſie hierher kommen und ſich in Ihre Arme werfen. Ich ſchwöre hier feierlich,

wenn es zu ihrem Glücke und zu dem Ihrigen, liebſte Mutter, dieſes Opfers bedürfte, ſo würd' ich keinen Augenblick Bedenken tragen, es zu bringen."

„Umarme mich, mein Sohn; deine Geſinnungen ſind der Ruhm und das Glück deiner Mutter. Ach! ich geſteh' es mit Freuden, Suschen und du, ihr waret für einander gebohren. Beide gleich gefühlvoll, beide fähig die Leidenſchaft, die in eurem Alter am lebhafteſten iſt, euren Pflichten aufzuopfern, gebt ihr mir alle Hoffnung, daß eure Wiedervereinigung kein Hinderniß finden werde. Aber wozu ſolltet ihr euch neuen Stürmen ausſetzen? Suschen wird hierher kommen, ganz gewiß, mein Sohn. Ein Brief von ihrer Mutter wird dazu hinreichend ſeyn."

„Glauben Sie das, gnädige Frau, Sie, die Sie Suschen ſo gut kennen? Ein Brief kann verlohren gehen: wenn er aber auch ſchnell genug ankäme, um zu verhindern, daß Ihre Tochter nicht unter der Bürde der Einſamkeit

erläge, die ihr allen Muth zu benehmen droht; fürchten Sie da wenigſtens nicht, daß das Uebermaaß ihres Zartgefühls ihr nachtheilig werden könnte? Sie wird ſich leicht die Sorge machen, daß ſie Ihre Genehmigung bloß meinen Thränen zu danken habe; ſie wird ſich großmüthig dünken, wenn ſie dem Glücke entſagt; ſie wird unſre Ungewißheit und ihre Martern verlängern. So verlaſſen ſie auch in der Welt ſeyn mag; ſo wird es doch einer ſo gefühlvollen Frau viel Ueberwindung koſten, ehe ſie ſich entſchließt, ihrem künftigen Gatten entgegen zu kommen, wenn Sie ihr dieſen Namen nennen; und wenn Sie ihn nicht nennen, iſt es da nicht ihre Pflicht, ſich mehr als jemals von Ihrem Sohne zu entfernen? Wie ſehr muß ſie in ihrer Lage den Wohlſtand in Acht nehmen! Er iſt Pflicht für ein gefühlvolles Herz. Wer vermag ihn zu überwinden, als nur die Liebe? Wer wird für mich ſo bei ihr ſprechen können, als ich ſelbſt? Doch, auf ihre Liebe rechne ich kaum; was ihren Ent-

ſchluß beſtimmen wird; liebſte Mutter, was in der That allein alle Hinderniſſe wird beſiegen können, iſt der Anſchein der Gefahr, in die ich mich um ihrentwillen wage. Sie wird mir folgen, aus Furcht, Sie Ihres Sohns noch einmal zu berauben!"

„Adolph, Adolph, ich ſeh' es nur zu ſehr, es giebt nur Ein Gefühl, dem nichts unmöglich iſt; und dies Gefühl iſt die Liebe. Nenne nur ohne Bedenken unter den Gründen, die dich auffordern, die Freude, ſie deſto eher wiederzuſehen, der Regungen zu genießen, die dein Anblick in ihr erwecken wird, und kurz, das Glück geliebt zu werden in ſeinem ganzen Umfange zu ſchmecken."

„Nun wohl, liebſte Mutter, wenn Ihr Sohn nach allem dieſem Glücke ſtrebte, würden Sie ihn deswegen tadeln?" — Nein, mein Lieber. Wir wollen mit Herrn Birton zu Rathe gehen, und ich verſpreche dir, es auf ihn ankommen zu laſſen. — Er umarmte mich; und ich war zu ſehr mit ſeiner Freude, mit ſei=

ner Hoffnung, und mit meinen Beſorgniſſen beſchäftigt, um ruhig ſchlafen zu können. Eben ſo ſehr, wie er, wünſchte ich Suschen zu beſitzen; längſt ſchon fühlte ich, daß dieſe Wiedervereinigung erſt wahres Glück für uns ſeyn könnte. Sie allein könnte das gefühlvolle Herz befriedigen und würdig beſchäftigen, welches Adolph von je her gehabt hatte; ich hatte genug in ihrem Herzen geleſen, um überzeugt zu ſeyn, daß Adolph allein ſie glücklich machen könne; ohne ſie oder ohne meinen Sohn war mein ganzes Seyn immer noch nicht ſo, wie ichs wünſchte. Alles dies beruhigte mich indeß nicht über ſeinen Reiſeplan; es nahm mir aber doch die Kraft, mich demſelben zu widerſetzen. Außerdem gab es unter den Gründen, welche die Liebe meinem Adolph an die Hand gegeben hatte, verſchiedene, die mir eben ſo triftig ſchienen, als ihm. Ich hatte verſprochen, es auf Herrn Birton's Meinung ankommen zu laſſen; und ich erwartete ſeine Entſcheidung mit Ungeduld.

Am folgenden Morgen ganz zeitig brachte ihn mein Sohn in mein Zimmer. Er hatte ihm von ſeiner Reiſe ſchon geſagt, und ihm keinen von den Gründen verſchwiegen, aus welchen er ſie zu thun wünſchte. Herr Birton fragte mich, ob ich einige beſondre Urſachen hätte, dieſes Vorhaben zu begünſtigen; denn bis jetzt, ſagt' er, ſeh' ich noch keine Nothwendigkeit, warum Sie ſich aufs neue trennen müſſen; und das hab' ich auch Ihrem Sohne nicht verſchwiegen. Wenn man mich befragt, ſo glaub' ich, daß man meine Meinung wiſſen will, und die ſag' ich. Gern geb' ich zu, daß alle die Empfindungen, welche das Leben reizend machen, die Dankbarkeit vornehmlich, ſich in dem Wunſche vereinen, die Frau von Despréval ſo bald als möglich bei ſich zu ſehen; aber alles das läßt ſich durch Briefe abmachen; und ich verſpreche Ihnen, daß die Maaßregeln, die ich treffen werde, dieſe Briefe ſicher an ſie gelangen zu laſſen, Ihnen in dieſer Hinſicht nicht die mindeſte Unruhe machen ſollen. Lieb-

ſter Freund, ſagte er zu Adolph, ich ſag' es Ihnen noch einmal, Sie würden der Frau von Depréval nicht die mindeſten Dienſte in ihren Angelegenheiten leiſten können; vielmehr würde die Gefahr, der Sie ſich ausſetzen würden, die Ruhe ſtören, deren ſie bedarf, um Alles auf eine oder andre Art in Ordnung zu bringen. Die Einſamkeit, worin ſie ſich jetzt befindet, iſt allerdings traurig; aber Sie können doch nicht hoffen, daß ſie ſogleich Ihnen alle ihre Vertraulichkeit ſchenken kann; und ich bin Bürge dafür, daß die Hoffnung, daß die Gewißheit, in den Armen der Frau von Senneterre ihre Zuflucht zu finden, ſchon allein hinreichend ſeyn wird, ihr Gemüth zu beruhigen. Sie müſſen ihr Zartgefühl ſchonen, und an Ihre Mutter denken. Heute, glaub' ich gern, könnten Sie ohne Gefahr ganz Frankreich durchreiſen; aber wer bürgt Ihnen dafür, daß Sie morgen, daß Sie in acht Tagen über die Gränze gehen dürfen? Ihre verdammten Franzoſen . . . . . Herr Birton! rief mein Sohn. —

„Ja, ja, ich weiß wohl, daß Sie von Ihrem Vaterlande nicht gern was Schlimmes ſagen hören; und daran thun Sie recht. Gut, wir wollen jetzt bloß auf Ihre gute Mutter bedacht ſeyn. Bedenken Sie auch, wie ſchrecklich die Ungewißheit für ſie, für meine Familie, und für mich ſeyn würde, der ich Ihnen mit väterlicher Freundſchaft zugethan bin? Hätt' ich auch Vatergewalt über Sie, ſo ſollten Sie mir nicht reiſen. Das Andenken an das Vergangene würde mir Kraft genug geben, Sie davon abzuhalten; und Frau von Senneterre iſt gewiß meiner Meinung."

„Herr Birton, ſagte ich, weil ich ſah, daß Adolph ſtill ſchwieg, ich wag' es wirklich kaum, einen Willen zu haben. Eben das Andenken an das Vergangne, worauf Sie ſich mit Recht berufen, nimmt mir allen Muth. Ich fühle zu lebhaft, wie viel ich leiden würde, wenn ich wüßte, daß mein Sohn der Räche der Geſetze ausgeſetzt wäre, die ihn in die Acht erklären; aber ich fühle auch zugleich, daß

ſein Gram mein Tod ſeyn würde; wenn er noch einmal durch meine Schuld die Gelegenheit glücklich zu ſeyn verlieren ſollte."

„Nun wohl, gnädige Frau, ſo laſſ' ich denn die erſten Tage ſeiner Mutter, der Klugheit, ſeinen Freunden ſchenken; genug, wenn er die Frau von Depréval in irgend einem neutralen Hafen erwartet, wo ſie zu Schiffe gehen kann. Denn wir dürfen ſchon dieſer Frau, deren Freundſchaft und Muth Sie kennen, die Sorge für ihr Benehmen allein überlaſſen."

Dieſer Rath war zu vernünftig, als daß Adolph ihn nicht hätte annehmen ſollen. Auch mir gefiel er ſehr; denn ich konnte unbeſorgt meiner Freundin mein Glück und das Leben meines Sohns anvertrauen; wir blieben alſo bei dieſem letzten Vorſchlage. Herr Birton mußte den folgenden Tag mit ſeiner Familie wieder nach London zurück. Ich gab meinem Sohne, der ſie begleitete, folgenden Brief mit; und meine Thränen bei ſeiner Abreiſe bezeugten es ihm noch ſtärker, als alle meine Reden ver-

mocht hätten, wie ſehr mein Schickſal mit dem ſeinigen verknüpft ſey.

Frau von Senneterre an die Frau von Depréval.

Wie kann meine theuerſte Tochter ſich einſam und verlaſſen auf der Welt glauben? Bin ich denn nicht mehr am Leben? Und muß mein Sohn erſt unglücklich ſeyn, wenn Suschen eine Zuflucht bei ſeiner Mutter finden ſoll? — Ach! meine Freundin, ich hab' es ſchon ſo oft bereuet, mich einer Heirath widerſetzt zu haben, die allein das Glück von zwei Weſen machen konnte, denen mein ganzes Herz eigen gehört, als daß Sie mich aufs neue durch eine abſchlägige Antwort ſtrafen dürften. War ich nicht ſchon geſtraft genug durch Adolph's Entfernung, durch die Thränen, die Sie mir verbargen, und deren Urſache mir ſo leicht zu errathen war?

Ich habe in Ihrem Herzen geleſen, liebſte Freundin; und auf dieſes Herz rechne ich jetzt

ganz allein. Bisher haben Sie nur immer noch heilige und ſchwere Pflichten zu erfüllen gehabt; jetzt iſt die Zeit gekommen, wo alle Ihre Pflichten mit Ihrem Glücke einſtimmig ſeyn werden. Kommen Sie, meine Liebe, und empfangen am Fuß des Altars einen Namen, den Ihnen meine Dankbarkeit ſchon längſt gegeben hat. Wir verlangen kein Vermögen; wir wollen nichts als Suschen. Ich fühl' es, meine liebſte Tochter, wie viel Ueberwindung es Ihrem feinen Gefühle koſten wird; ich weiß, daß ich billig zu Ihnen kommen ſollte; aber es giebt gewiſſe Lagen, vor welchen alle Rückſichten der Lebensart und geſelliger Verbindlichkeit ganz verſchwinden; und in ſolch einer Lage befinde ich mich.

Suschen, fußfällig bittet Sie Ihre Mutter um das Glück ihres Sohns; werden Sie es ihm verweigern, wenn Sie wiſſen, daß dieſer Sohn, der nie aufgehört hat Sie zu lieben, der in Ihnen diejenige anbetet, die mich von

der Niedrigkeit und Herabwürdigung gerettet hat, daß dieſer Sohn entſchloſſen iſt, wenn Sie nur einen Augenblick anſtehen, ſelbſt mit Lebensgefahr zu Ihnen zu reiſen, und Ihre Hand zu fodern? Dieſer Entſchluß, vor dem Ihnen ſchaudern wird, hat meine Genehmigung erhalten; und Sie ſehen alſo, daß wir beide lieber den Tod wählen, als den Schmerz, ohne Sie zu leben. Und nun leben Sie wohl, meine Beſte. Adolph übernimmt es, Ihnen dieſe Bitten Ihrer Mutter zuzuſenden.

N. S. Ihre Beſcheidenheit möchte Sie vielleicht auf den Gedanken bringen, als ob ich dieſen Schritt bloß aus Liebe zu meinem Sohn und aus Dankbarkeit gegen Sie gethan hätte. Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß wir darüber mit Herrn Birton zu Rathe gegangen ſind, vor dem wir nichts geheim halten. Dieſer würdige Mann verſichert, wenn er auch Pair von England wäre, und ein zweites Suschen anträfe, ſo würde er ſie ſeinem Söhne lieber zur Frau wünſchen, als irgend eine andre auf der Welt; aber

es gebe ihrer auch nur Eine. Dies ſind ſeine eignen Worte.

Adolph an die Frau von Depréval.

Sie werden aus dem Briefe meiner Mutter ſehen, gnädige Frau, daß ſie und Herr Birton allein mich daran verhindert haben, allen Gefahren Trotz zu bieten, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen. Ich weiß nicht, welche Hoffnung mich in dem Augenblicke beſeelte, als ich dieſen Entſchluß zuerſt faßte; jetzt aber, da ich mich Ihnen nähere, um die Entſcheidung meines Schickſals zu erhalten, iſt dieſe Hoffnung verſchwunden. Und wie darf ich auch glauben, daß Sie, die ich verlaſſen, die ich hingeopfert habe, Vertrauen zu meiner Liebe faſſen und Ihr Schickſal mit dem meinen vereinigen werden? Erinnern Sie ſich wohl noch, Suschen, — verzeihen Sie mir dieſen Namen, der mir ſo theuer iſt! — daß nie auch nur ein einziger Blick von Ihnen mich hat errathen laſſen, ob Sie gegen die Liebe des unglücklichen

Adolph empfindlich wären? — Ach! wenn ich das Glück gehabt hätte, Sie zu rühren, wenn mein zärtliches Herz die geringſte Hoffnung hätte faſſen dürfen, wenn Ein Geſtändniß von Suschen meine Schritte gefeſſelt hätte; ſo ſchwör' ich es bei allen den Qualen, die ich seit meiner unglücklichen Entfernung erlitten habe, keine Gewalt auf der Welt, keine Rückſicht von irgend einer Art hätte das trennen können, was die Liebe vereinigt hätte. Aber Sie kennen jenes überwältigende Gefühl nicht, welches die ganze Seele ergreift, ſich aller Gedanken bemeiſtert, unſer ganzes Daſeyn an das Daſeyn eines angebeteten Gegenſtandes knüpft, über Glück oder Unglück unſers ganzen Lebens entſcheidet. Sie haben noch nie geliebt, Suschen; das hab' ich mir ſeit unſrer Trennung tauſendmal wiederholt. Der Himmel ließ Sie, wie es ſcheint, für die Tugenden, für die Freundſchaft, geboren werden; nicht aber, um an der Liebe Theil zu nehmen, die Sie einflößen. Was wird alſo mein Schickſal ſeyn? Was

wird aus mir, was aus meiner Mutter wer⸗
den, wenn Sie uns verlaſſen? Ich wag' es
nicht, mit feſtem Blick in die Zukunft zu
ſchauen.

Aber darf ich Sie jetzt von mir unterhal⸗
ten, da Ihre Lage, Ihr Unglück, mich billig
ganz allein beſchäftigen ſollte? Meine Mutter
bietet Ihnen eine Zuflucht an; die Freund⸗
ſchaft, die Sie beide vereint, würde Ihnen
keinen Augenblick von Bedenklichkeit erlauben,
ſie anzunehmen, wenn ſie allein wäre, oder
wenn ich .... Suschen, ich wag' es nicht,
dieſe Redensart zu endigen, die Sie mit ſo
kaltem Blute in Ihrem letzten Briefe nieder⸗
geſchrieben haben. Ich verheirathet! Schon
da, als noch Hinderniſſe mir ſelbſt alle Hoff⸗
nung unterſagten, hatte ich den Eidſchwur ge⸗
than, nie einer Andern meine Hand zu geben;
ſchon meine Erinnerungen allein waren mir für
das Glück oder Unglück meines übrigen Lebens
genug. Wenn indeß, gnädige Frau, meine
Gegenwart der Glückſeligkeit irgend im Wege

ſeyn ſollte, die Sie ſich bei meiner Mutter verſprechen; ſo ſagen Sie mirs ja. Sind Sie nur glücklich, ſo giebt es keine Aufopferung, die meine Kräfte überſtiege. Sie, Suschen, Sie allein ſind Alles, worauf ich denke, wor- auf ich je dachte, worauf ich bis zum letzten Athemzuge denken werde. Daß ich Ihnen doch die Lauterkeit meiner Geſinnungen ganz erklären könnte! Ich wag' es zu glauben, daß Sie davon innig gerührt ſeyn würden. War ich es, den ich ſeit unſerer Trennung beklagte? War es mein Glück, worüber ich zitterte? O! mein, mein Schickſal war entſchieden. Aber ich kannte Suschens zartes Gefühl; und ich ſeufzte vor Furcht, daß eine Heirath, über die ſie nicht vorher befragt war .... Schreck- liche Erinnerung! Gnädige Frau, haben Sie Mitleid mit mir; ich erwarte Ihre Befehle mit eben ſo viel Unruhe, als mit Schauder das Ur- theil, welches Sie über mich ausſprechen wer- den. Suschen, Suschen, es kommt hier auf das Leben des unglücklichen Adolphs an. — —

Ich war allein auf dem Lande zurückgeblie-
ben, und hatte den Antrag verbeten, den mir
Herr Birton gemacht hatte, von ſeinen Töch-
tern diejenige bei mir zu laſſen, deren Geſell-
ſchaft mir am liebſten wäre. Es giebt gewiſſe
Lagen, worin die Einſamkeit weniger langwei-
lig iſt, als Zerſtreuungen, denen man ſich aus
Gefälligkeit überlaſſen muß, und die doch keine
Wirkung auf die Gedanken haben, die uns un-
aufhörlich beſchäftigen. Je näher ich dem
Glücke kam, mit deſto größerer Aengſtlichkeit
ſah ich alle die möglichen Vorfälle an, die es
verzögern, oder es vielleicht auf immer zerrüt-
ten könnten. Mein Sohn hatte mir ſchriftlich
gemeldet, daß er ſeine Reiſe ſehr ſchnell zurück-
gelegt habe. Ich zählte die Tage voller Unru-
he; ich ſah ihn bald zurückkommen, und allein,
ohne Suschen. Die Wirkung iſt unbeſchreib-
lich, die ſeine Rückkehr auf mich that. Er
bemerkte es, und eilte, mich wieder aufzurich-
ten, indem er mir ſagte, er habe den Be-
fehlen der Frau von Depréval gehorcht. Zu

gleicher Zeit überreichte er mir die beiden folgenden Briefe:

Frau von Depréval an Herrn von Senneterre.

„Mein Herr, ich habe den Brief Ihrer Frau Mutter erhalten, und ich eile, ihn zu beantworten. Ich ſchicke Ihnen meine Antwort unverſiegelt, damit Sie mir nicht Schuld geben können, auf Ihren eignen Brief nichts erwiedert zu haben. Sie wiſſen ſelbſt, ſeit wie kurzer Zeit ich erſt einen Gemahl verloren habe, deſſen liebreiches Betragen mich ſo oft in den vom menſchlichen Leben unzertrennlichen Widerwärtigkeiten getröſtet hat. Vermag ich wirklich über Sie ſo viel, wie Sie ſagen, ſo werden Sie gewiß die Güte haben, dieſen Brief meiner Wohlthäterin ſelbſt zu überbringen. Glauben Sie, mein Herr, daß Ihr Vorſatz, nach Frankreich zu kommen, mich nie darüber beruhigen würde, Sie einer Gefahr auszuſetzen, vor welcher meinem Herzen jeden Augenblick ſchaudert."

Dieſelbe an die Frau von Senneterre.

„Sind Sie es, meine theuerſte Mutter, die mich fußfällig bittet, das Glück ihres Sohnes zu machen, und auf immer, auf immer bei meiner Wohlthäterin zu leben? Mich, Ihr Suschen, die ſich gar zu glücklich geſchätzt hätte, Ihnen ihre Dienſte zu widmen, und der eine einzige Ihrer Liebesbezeugungen hinreichend iſt, ſie über alles Mißgeſchick zu tröſten? — O! gnädige Frau, Sie ſagen, daß Sie in meinem Herzen geleſen haben. Ach! ich fürchtete, ſelbſt darin zu leſen; und ich fühl' es zu ſehr, daß es Empfindungen giebt, die ſich unmöglich beſiegen und vor dem Auge der Freundſchaft verbergen laſſen. Ich würde mir meine Schwäche nie verzeihen, wenn die Güte, womit Sie mich Ihre Tochter nennen, mich nicht darüber belehrte, daß ich wenigſtens alles gethan habe, was in meinem Vermögen ſtand, um meine Pflichten gegen meinen Gemahl zu erfüllen. Der Beifall der Frau von Senneterre hält mich mehr ab, als mein

eignes

eignes Nachdenken, vor mir ſelbſt zu erröthen.“

„Unſtreitig kennen Sie Suschens Herz gar zu wohl, weil Sie ſo gewiß von den Empfindungen, die es von je her beſchäftigt haben, die Beſorgniß hegen, ſie werde ſich weigern, bei Ihnen zu leben. Aber, gnädige Frau, ohne den Lobſprüchen zu glauben, die Ihre Güte an mich verſchwendet, werd' ich Alles, was mich perſönlich angeht, nicht in Erwägung ziehen, um Sie zu verſichern, daß ein Befehl, ein Wunſch meiner Mutter allemal die einzige Richtſchnur meines Verhaltens ſeyn wird. Suschen wird ſich Ihnen zu Füßen werfen, und Ihnen für Ihre Wohlthaten danken. Aber, gnädige Frau, wird es Sie befremden, wenn ich verlange, daß Ihr Sohn mich nicht erwarten möge, und wenn ich Sie erſuche, mir bis nach London entgegen zu kommen? Ich muß Sie nothwendig allein, oder wenigſtens in Herrn Birton's Familie ſehen. Ich rechne hierin ſo ſehr auf Ihre Gefälligkeit, daß ich

nicht erſt Ihre Antwort erwarte. Weil ich es aber nicht wage, mit eben der Gewißheit vorauszuſehen, was Herr von Senneterre thun wird, ſo hab' ich mir feſt vorgenommen, ihm den Ort nicht zu melden, wo ich zu Schiffe gehen werde; und er würde deſto mehr Unrecht haben, jetzt nach Paris zu kommen, weil er mich dort nicht finden würde. Ich weiß nicht, wenn ich wieder dahin kommen werde; ſogar weiß ich nicht, ob ich vor meiner Abreiſe wieder dahin komme."

„Leben Sie wohl, meine Mutter, meine Wohlthäterin! Nur noch auf kurze Zeit gilt dies Lebewohl; und dann wird ſie, die Sie bis zu Sich empor gehoben haben, Ihnen immer zur Seite, durch Ihr Beiſpiel lernen, ſich die Liebe aller derer zu erwerben, die ihr Schickſal an das ihrige geknüpft haben. Ach! gnädige Frau, wie ſchlägt mein Herz bei dieſem Gedanken! Iſt es wirklich wahr, daß ich ihn glücklich machen kann?" — —

Immer noch Suschen! rief ich nach Leſung dieſes Briefes aus. — O! freilich, beſte Mutter, erwiederte mir Adolph, immer die Nämliche! Der Liebe opfert ſie nichts auf; und doch zwingt ſie den, der ſie bis zur Abgötterei liebt, ihren Willen zu verehren, ſie ſelbſt in ihrer Strenge zu bewundern! So war ſie vor ſieben Jahren; ſo iſt ſie noch jetzt.

Wir reiſten in der folgenden Woche nach London ab. Adolph glaubte die Zeit zu beſchleunigen, wenn er ſeiner Ungeduld nachgäbe. Endlich kam der glückliche Tag, und wir hatten die Freude, wieder beiſammen zu ſeyn. Herr Birton und ſeine Gattin machten ſich ein Vergnügen daraus, Suschen zum Traualtare zu führen. Ihre Beſcheidenheit, ihr gefühlvolles Herz, und der über ihr ganzes Weſen verbreitete Reiz, rechtfertigten alsbald alles ihr von uns ertheilte Lob.

Ehe ſie Frankreich verließ, hatte ſie für Auguſtinen und ihren Mann eine Verſorgung ausgemacht. Sie hatte ſich mit den Erben

des Herrn Depréval verglichen; und ihr Vermögen, worüber mein Sohn ihr völlig freie Verfügung überlaſſen hatte, wurde in dem Hauſe des rechtſchaffenen Kaufmannes belegt, der bei ihrer Verheirathung Vatersſtelle vertrat.

Wir kehrten bald darauf nach der Wohnung zurück, die ich mit den Trümmern meines ehemaligen Reichthums gekauft hatte. Hier genoſſen Adolph, ſeine Gattin und ich, unter Freundſchaft, Liebe und wahrem Lebensgenuß, einer Ruhe, die wir mit ſo vielen Thränen erkauft hatten, und bedauerten nicht den Verluſt des Reichthums und des Ranges, die ſo oft durch die Pflichten, welche ſie auferlegen, zur Laſt werden. Suschen vergißt, daß wir ihr unſer Glück zu danken haben, und beträgt ſich ſo, als ob ſie uns Verbindlichkeiten für das Glück hätte, deſſen ſie genießt; und durch ihr ganzes Benehmen nöthigt ſie uns, täglich mit neuem Vergnügen die Worte zu wiederholen: immer noch, immer noch Suschen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flévée, Joseph,

Suschens Aussteuer oder Geschichte der Frau von Senneterre Von ihr selbst erzählt

Bremen 1799

P.o.gall. 174
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10087893-3
VD18 15342042